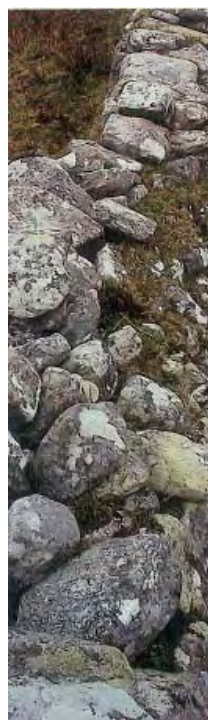


HEINRICH BÖLL - AM RANDE EUROPAS

Von dieser Stadt aus - Westport im County Mayo, Irland - dieser Stadt, die dreitausend Einwohner hat, bis New York mit seinen zehn Millionen Einwohnern gibt es nichts mehr, was von Menschen besiedelt ist. Gewiß, da liegt noch Clare Island, die Clew Bay bewachend, es schwimmt zwanzig Meilen weit draußen wie ein Kuchen, der in der Mitte durchgebrochen wurde: von traumhafter Bläue eingehüllt oder von Regenwolken verborgen; Inishboffin, Inishturk liegen noch da: aber alle diese Posten draußen im Atlantik werden allmählich verlassen.

Schon gibt es Inseln, die unbewohnt sind, wo man die Häuser, den Kirchturm bei klarem Wetter erkennen kann, aber kein Mensch wohnt mehr dort, keiner. Seehunde faulenzten an den Quais der kleinen Häfen. Möwengeschrei in den verlassenen Straßen wie das Geheul verdammter Seelen: Vogelparadiese sind diese Inseln, kein Aufenthaltsort für Menschen mehr. Es gibt Folklore-Fanatiker, die dieses Zurückweichen bedauern, die Inseln wieder besiedeln, neuen Heroismus in die Seelen pflanzen möchten; doch wer hier auf einer der Klippen steht - der Omnibus



macht an einem Shop eine Pause, damit man sich Zeitungen, Eiscreme oder ein Glas Bier kaufen kann - wer hier aussteigt und nach Westen oder Süden auf den Atlantik hinausschaut, während die Iren dem Atlantik den Rücken kehren, um das Kinoprogramm zu studieren, der begreift, daß Europa seine westlichsten Ecken hier räumt: es ist unerträglich schön.

Die Inseln draußen sind in Bläue getaucht, wie in Wolken eines besonderen, leichten Weihrauchs: vierzig, fünfzig Meilen weit gibt die Klarheit des Abends den Blick frei in die Ferne, auf Galway, auf Connemara, Hügelketten, Berge, die in immer tieferem Blau zu versinken scheinen. Und vorne in der Clew Bay schwimmen unzählige kleine Inseln, manche so groß wie nur ein Vorstadtpark - Inseln, die aussehen wie der Laich riesiger Tiere. Schönheit, blaue Schönheit, so viel, daß man von dieser Ecke aus allein drei Kulturfilme damit füllen könnte, ohne den Zuschauer zu langweilen, aber hier leben? - Das wäre wie in einem Paradies leben, in dem man den Aufenthalt mit Hunger bezahlen muß; Hunger, den man für sich allein auf sich nehmen, den man aber nicht sechs oder sieben Kindern als Preis diktieren kann. Man könnte Fische fangen - wenn ich an die Wiedergeburt in dieser Welt glaubte, würde ich das Leben eines Fisches westlich von Irland wählen, denn da hätte ich Chancen, lange, sehr lange zu leben. Doch wer soll die Fische kaufen? Das Hinterland - 100 Meilen bis zur nächsten größeren Stadt, die neuntausend Einwohner hat (eine der größeren irischen Städte) und weitere 75 Meilen bis Dublin; doch auch da gibt es wieder die See und Fische. Gewiß hat sich hier seit zwei-, vielleicht seit drei-

oder viertausend Jahren nichts geändert an der Landschaft: dort eine Felsenecke abgestürzt, hier ein Stück Wiese abgeschwemmt, täglich nimmt der Ozean ein Stück von Europa mit. Aber im großen ist die Landschaft nicht nur unverändert, sie ist seit hundert Jahren wilder geworden, als sie Jahrhunderte vorher war. Kilometerlang fuhr der Bus nur durch Moor:

Torfstapel, Ruinen von Kirchen und Häusern, verfallene kleine Häfen; immer wieder fünf oder sechs Kilometer, ehe eine größere Siedlung kommt, wo man sich mit Eiscreme, Zeitungen, Bier erfrischen und seine Seele am Kinoprogramm aufrichten kann. Das Kino ist häßlich: Zementmauern, mit verrostetem Wellblech gedeckt, die Fenster groß verglast und mit dicker grüner Farbe beschmiert, damit das Licht nicht eindringt und Clifton Webb nichts von seiner Plastizität nimmt. Dieses Licht von draußen! Novalis hätte es sehen müssen und Clemens Brentano: Tinten in unzähliger Variation, die Substanz der Ferne, Klippen, die fünfhundert Meter steil ins Meer abfallen und im Westen, im Schatten, denn die Sonne ist schon vom Croaghaun, dem westlichsten der europäischen Berge verdeckt, im Schatten liegt Achill-Island, dunkel, ausgelöscht seine Bläue vom Abend.

Doch die Omnibuspause ist beendet; vorsichtig tutet der Busfahrer, mahnt zum Einsteigen, alle beeilen sich, trinken ihr Bier aus, falten die Zeitung zusammen, nehmen die Eiscreme mit ins Auto und die Handzettel, die der Kinobesitzer hastig verteilen ließ. Und ihre Augen ruhen auf dem Versprechen, das Clifton Webb heißt, während die nächste Kurve den Blick in ein neues, ein anderes Paradies freigibt: einen ganzen Rhododendronwald, blühend über eine

dunkle Hügelkette gebreitet wie das geblühte Kleid einer Frau, einer großen und schönen Riesin, von der man glauben könnte, daß sie ein Bad genommen habe: zwischen den blauen Inseln. Und wenn sie aus dem Wasser steigt, sich das Kleid wieder überstreift, wird der Hügel nackt und dunkel sein, sie wird sich zu Tisch setzen, lachend die Serviette vom Ring streifen; dieser Serviettenring aber ist der Wirbelknochen eines Haifisches, wie man sie drüben auf Achill-Island fängt: der Umfang ist der eines Brotellers, makellos weiß ist er und rund, wie kein Zirkel ihn ziehen könnte. Die Iren aber, wenn sie den Namen dieses ihres Countys Mayo hören, der halbverlassenen Provinz, die Iren fügen - wie bei einer Litanei, sobald der Name nur fällt - hinzu:

Mayo - god help us!

Am Rande Europas. (Reisenotizen)

Aus: Magnum. Zeitschrift für das moderne Leben (Köln). – 2. Jg. (1955), Heft 10 (September), S. 48. Entgegen der ursprünglichen Intention nicht in die Sammlung ‚Irisches Tagebuch‘ aufgenommen.

*Abgedruckt wurden diese Artikel im irland journal
Ausgabe 4/97
Autoren: Dagmar Kolata, Heinrich Böll (entnommen: „Irisches Tagebuch“), Rainer Schauer, Erich Loest, Siegfried Pater, Marion Landwerth-Hesselmann, Christian Leinweber, Eamonn Sweeney*

BIOGRAPHISCHE NOTIZEN ZU HEINRICH BÖLL UND IRLAND



1917 Heinrich Böll wird in Köln geboren, im schlimmsten Hungerjahr des 1. Weltkriegs.

1954 Heinrich Böll kommt erstmals nach Irland. Die ersten tagebuchartigen Aufzeichnungen kommen noch im gleichen Jahr in der FAZ zum Abdruck.

1955 Erster Aufenthalt auf Achill Island.

1957 Das eigentliche und erst damit ‚komplette‘ Irische Tagebuch erscheint bei Kiepenheuer & Witsch. Das heute als ‚Heinrich-Böll-Cottage‘ bekannte Haus in Dugort erstet die Familie Böll 1958, nachdem sie sich oft und lange im immer gleichen Haus in Keel aufgehalten hatte.

1961 Nach einem Drehbuch von Heinrich Böll entsteht der Dokumentarfilm ‚Irland und seine Kinder‘, der 1965 in einer englischsprachigen Version auch in Irland ausgestrahlt wird und dort zu einer öffentlichen Debatte über das Selbstbild der Iren und Irlands führt.

1967 Mit dem berühmten Nachwort zum Irischen

Tagebuch ‚Dreizehn Jahre später‘ nimmt Heinrich Böll Abschied von Irland - nur literarisch, denn bis zu seiner letzten Reise nach Dugort im Mai 1983 setzt er sich mit dem Land weiter auseinander.

1971 Wahl zum Präsidenten des Internationalen P.E.N. (bis 1974) bei dessen Treffen in Dun Laoghaire (Dublin).

1972 Heinrich Böll erhält den Nobelpreis für Literatur.

1973 Heinrich Böll erhält die Ehrendoktorwürde des Trinity College Dublin.

1985 Heinrich Böll stirbt im Juli in seinem Haus in Langenbroich

1997 Am 21. 12. jährt sich Heinrich Bölls Geburtstag zum 80igsten Mal; das Irische Tagebuch wird 40.

Heinrich Böll verbrachte zwischen 1954 und 1967 regelmäßig lange Monate in Irland. In einer Liste der Orte, an denen er gearbeitet hatte, und der Werke, die dort entstanden sind, verzeichnete er 1973 68 Arbeiten unter Irland. Die längste davon ist die Erzählung ‚Das Brot der frühen Jahre‘ (1955). Daneben hat er zusammen mit seiner Frau Annemarie zahlreiche Werke so unterschiedlicher irischer Autoren wie Brendan Behan, Tomás O’Crohan, George Bernhard Shaw, John M. Synge u.a. übersetzt sowie



Besprechungen und Essays zu Arbeiten irischer Schriftsteller und Dramatiker verfaßt.

Die ausführliche Bibliographie - mit biographischen Anmerkungen - ist in dem Band ‚Fortschreibung‘ von Viktor Böll und Markus Schäfer (Kiepenheuer & Witsch 1997) enthalten. Mit ihr lassen sich die einzelnen Texte seines immens großen und bedeutenden Werkes auffinden - und auch Dokumente seines Einsatzes für die Menschenrechte und seines politischen, wenn auch manchmal kontrovers diskutierten Engagements, z.B. die Einlassungen zum politischen Terrorismus: wie die Kontroversen, die sein Artikel ‚Will Ulrike Gnade oder freies Geleit‘ von Anfang 1972 auslöste.



HIER HERRSCHEN ZEIT UND ELEMENTE, NICHT INTERNET UND HANDY

„... Rohbauten, die auf den Zimmermann zu warten schienen: graue Steinmauern, dunkle Fensterhöhlen, kein Stück Holz, kein Fetzen Stoff, nichts Farbiges, wie ein Körper ohne Haare, ohne Augen, ohne Fleisch und Blut: das Skelett eines Dorfes...“

Die ruhige Stimme von Thomas Plaul klingt durch die grauen Steinmauern und dunklen Fensterhöhlen des Verlassenen Dorfes am Fuß der Slievemore Mountains auf Achill Island. Er liest aus Heinrich Bölls Irischem Tagebuch, das Kapitel „Skelett einer menschlichen Siedlung“. Seine knapp zwei Dutzend Zuhörer sitzen auf Felsbrocken oder Mauerresten um ihn herum, zwei sind Iren, die anderen Deutsche, Träger öffentlich-rechtlicher Erwachsenenbildung, Heinrich Bölls Sohn Rene, Künstler, Journalisten.

Der warme Sonnenschein eines untypischen irischen Frühsommertages scheint das Gefühl der Beklommenheit zu mildern, das diese langgezogene Ansammlung von Häuserresten ausstrahlt. Oder verstärkt er es eher? An einem kalten regnerischen Tag wäre es vielleicht einfacher gewesen, sich damit abzufinden, daß Familie um Familie dieses Dorf verlassen hat. Wäre ein schneidender Atlantikwind in die Knochen gedrungen, wäre es leichter zu verstehen gewesen, daß diese Menschen ihrer Heimat den Rücken kehrten, den Kampf gegen Hunger, Not und unwirtliche Elemente aufgaben. An einem sonnigen Tag wie diesem dagegen scheint es grotesk, daß der Ruf eines Vogels, das gelegentliche Blöken

der emsig grasenden Schafe die einzigen Zeichen von Leben sind. Sollten hier nicht Kinder lachen, Nachbarn einen Gruß austauschen, Wäschestücke im Wind flattern ...?



Thomas Plaul schließt das Buch. Niemand rührt sich, niemand spricht. Was gibt es auch zu sagen? Die Worte, die Heinrich Böll in den 50er Jahren schrieb, sind heute so beredt wie damals. Die Beklommenheit, die er und seine Familie beim ersten Besuch im Verlassenen Dorf spürten, ergreift auch den Besucher, der vier Jahrzehnte später hierher kommt. Hier herrschen die Zeit und die Elemente, nicht Internet und Handy. Was das Verlassene Dorf zu sagen hat, ist zeitlos. So zeitlos wie die Worte des Mannes, der diese Botschaft festhielt.

Die Stille ist greifbar. Selbst die Zeit scheint zu warten. Augenblicke wie diese nisten sich für lange Zeit im Gedächtnis ein. Jeder in der Gruppe ist allein mit seinen Gedanken, Empfindungen und Erinnerungen. Was denken wohl die beiden Iren, die zu wenig Deutsch können, um Bölls Worte verstanden zu haben?

Mai 1997: Eine Gruppe deutscher VHS-Akteure, in Kooperation mit dem ‚Europäischen Bildungs- und Begegnungszentrum (EBZ) Irland‘ und dem ‚Netzwerk Irland e.V.‘, macht zum wiederholten Male einen Arbeitsbesuch in Mayo. Die Reise führt nach Westport, Mulranny und Achill Island. Spezieller Gast: der Maler und Grafiker Rene Böll, hier im Gespräch mit Christian Ludwig, Herausgeber des irland Journal. Dabei wird im Blitzlichtgewitter der Öffentlichkeit fest die Gründung einer ‚Internationalen Heinrich Böll Akademie für Kunst und Kultur, Demokratie und Internationale Studien‘ verabredet, deren Sitz langfristig in Mulranny, Co. Mayo, geplant ist. Sie soll zum 80. Geburtstag Heinrich Bölls am 21. Dezember diesen Jahres mit deutschen Kooperationspartnern (Volkshochschulen u.a.) offiziell gegründet werden. Das irland Journal wird in der nächsten Ausgabe berichten...

Langsam bröckelt der Bann. Ein oder zwei stehen behutsam auf und verlieren sich in den Ruinen. Sheila McHugh, Mitherausgeberin von „Muintir Acla“ sagt, daß das Magazin in seiner Ausgabe vom Frühjahr 1996 ein Gedicht über das Verlassene Dorf veröffentlicht hätte, das sie gerne vorlesen möchte.

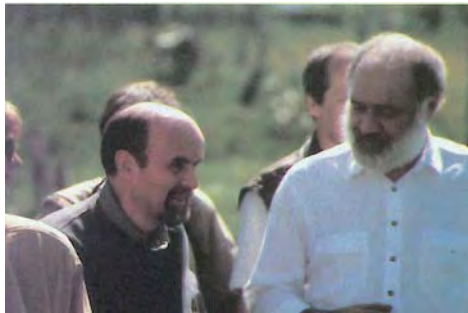
Sean Cannons Zeilen klingen in weichen Mayo-Englisch. Wahrscheinlich nicht nobelpreisverdächtig, aber seine Worte malen das Verlassene Dorf aus irischer Sicht, versuchen, das Leben wachzurufen, das Generationen in diesem Weiler geführt haben. Das Gedicht endet mit den Zeilen:

**..These stones hold down the layers of life lived,
and cast long shadows into the future,
as I walked by in the evening sun...**

**(Diese Steine halten fest, was hier geschah,
Leben um Leben
und warfen lange Schatten in die Zukunft,
als ich im Licht der Abendsonne vorüberging)**

Und im Licht der Mittagssonne machen sich die Besucher an den Abstieg, kehren in die Gegenwart zurück, um für die Zukunft zu planen. Der kaum gestörte Frieden des Verlassenen Dorfes ist wieder vollkommen, geduldig hütet es die Geheimnisse seiner früheren Bewohner.

Dagmar Kolata (aus ij 3/97)



Arbeitssuchende in Mayo

SKELETT EINER MENSCHLICHEN SIEDLUNG

Plötzlich, als wir die Höhe des Berges erreicht hatten, sahen wir das Skelett des verlassenen Dorfes am nächsten Hang liegen. Niemand hatte uns davon erzählt, niemand uns gewarnt; es gibt so viele verlassene Dörfer in Irland. Die Kirche, den kürzesten Weg zum Strand hatte man uns gezeigt und den Laden, in dem es Tee, Brot, Butter und Zigaretten gibt, auch die Zeitungsagentur, die Post und den kleinen Hafen, in dem die harpunierten Haie bei Ebbe im Schlamm liegen wie gekenterte Boote, mit dem dunklen Rücken nach oben, wenn nicht zufällig die letzte Flutwelle ihren weißen Bauch, aus dem die Leber herausgeschnitten worden war, nach oben kehrte - das schien der Erwähnung wert, aber nicht das verlassene Dorf:

graue, gleichförmige Steingiebel, die wir zunächst ohne perspektivische Tiefe sahen, wie dilettantisch aufgestellte Kulissen für einen Gespensterfilm: mit stockendem Atem versuchten wir sie zu zählen, gaben es bei vierzig auf, und hundert waren es sicher. Die nächste Kurve des Weges brachte uns in andere Distanz, und nun sahen wir sie von der Seite: Rohbauten, die auf den Zimmermann zu warten schienen: graue Steinmauern, dunkle Fensterhöhlen, kein Stück Holz, kein Fetzen Stoff, nichts Farbigen, wie ein Körper ohne Haare, ohne Augen, ohne Fleisch und Blut: das Skelett eines Dorfes, grausam deutlich in seiner Struktur: dort die Hauptstraße; an der Biegung, wo der kleine runde Platz ist, muß eine Kneipe gewesen sein. Eine Nebengasse, noch eine. Alles, was nicht Stein war, weggenagt von Regen, Sonne und Wind - und von der Zeit, die geduldig über alles hinträufelt: vierundzwanzig große Tropfen Zeit pro

Tag: die Säure, die so unmerklich alles zerfrißt wie Resignation ...

Würde jemand das zu malen versuchen, dieses Gebein einer menschlichen Siedlung, in der vor hundert Jahren fünfhundert Menschen gewohnt haben mögen; lauter graue Drei- und Vierecke am grünlichgrauen Berghang; würde er noch das Mädchen mit dem roten Pullover hinzunehmen, das gerade mit einer Kiepe voll Torf durch die Hauptstraße geht; einen Tupfer Rot für ihren Pullover und einen dunklen Brauns für den Torf, einen helleren Brauns für das Gesicht des Mädchens; und noch die weißen Schafe hinzu, die wie Läuse zwischen den Ruinen hocken; man würde ihn für einen ganz außerordentlich verrückten Maler halten: so abstrakt ist also die Wirklichkeit. Alles, was nicht Stein war, weggefressen von Wind, Sonne, Regen und Zeit, schön ausgebreitet am düsteren Hang wie zur Anatomiestunde das Skelett eines Dorfes: dort - „sieh doch, genau wie ein Rückgrat“ - die Hauptstraße, ein wenig verkrümmt wie das Rückgrat eines schwer Arbeitenden; kein Knöchelchen fehlt; Arme sind da und die Beine: die Nebenstraßen und, ein wenig zur Seite gerollt, das Haupt, die Kirche, ein etwas größeres graues Dreieck. Linkes Bein: die Straße, die ostwärts den Hang hinauf, rechtes: die andere, die ins Tal führte; dies ein wenig verkürzt. Das Skelett eines leicht humpelnden Wesens. So könnte, wenn er in dreihundert Jahren als Skelett freigelegt würde, der Mann aussehen, den seine vier mageren Kühe an uns vorbei auf die Weide treiben, ihm die Illusion lassend, daß er sie treibe; sein rechtes Bein ist durch einen Unfall verkürzt, krumm ist sein Rücken von der Mühsal des Torfstechens, und auch sein müdes Haupt wird ein wenig zur Seite rollen, wenn man ihn

in die Erde senkt. Er hat uns schon überholt, schon sein „nice day“ gemurmelt, bevor wir Atem genug gefunden hatten, ihm zu antworten, oder ihn nach diesem Dorf zu fragen.

So sah keine zerbombte Stadt, kein mit Artillerie beschossenes Dorf aus; Bomben und Granaten sind ja nur verlängerte Tomahawks, Schlachtenbeile, Schlachtenhämmer, mit denen man zerbricht, zerhackt, hier aber ist keine Spur von Gewalt zu sehen: Zeit und Elemente haben alles in unendlicher Geduld weggefressen, was nicht Stein war, und aus der Erde wachsen Polster, auf denen diese Gebeine wie Reliquien ruhen: Moos und Gras.



Niemand würde hier eine Mauer umzustürzen versuchen oder einem verlassenen Haus Holz (das hier sehr kostbar ist) entnehmen (bei uns nennt man das ausschachten; hier schlachtet niemand etwas aus); und nicht einmal die Kinder, die abends das Vieh von den Weiden oberhalb des verlassenen Dorfes heimtreiben, nicht einmal die Kinder versuchen,

Mauern oder Hauseingänge einzustürzen; unsere Kinder, als wir plötzlich mitten im Dorf waren, versuchten es gleich: dem Erdboden gleichmachen. Hier machte niemand etwas dem Erdboden gleich, und man läßt die weicheren Teile verlassener Wohnstätten dem Wind, dem Regen, der Sonne und der Zeit zur Nahrung, und nach sechzig, siebzig oder hundert Jahren bleiben dann wieder Rohbauten übrig, auf die niemals wieder ein Zimmermann seinen Kranz zum Richtfest stecken wird: so sieht also eine menschliche Siedlung aus, die man nach dem Tode in Frieden gelassen hat.

Immer noch beklommen, gingen wir zwischen den kahlen Giebeln über die Hauptstraße, drangen in Nebengassen ein, und langsam wich die Beklommenheit: Gras wuchs auf den Straßen, Moos hatte sich über Mauern und Kartoffeläcker gezogen, kroch an den Häusern hoch; und die Steine der Giebel, von Mörtel freigewaschen, waren weder Bruch- noch Ziegelsteine, sondern Geröllbrocken, so wie der Berg sie in seinen Bächen zu Tal gerollt hatte, Felsplatten die Stürze über Türen und Fenstern, breit wie Schulterknochen die beiden Steinplatten, die aus der Wand herausragten, dort, wo der Kamin gewesen war: an ihnen hatte einmal die Kette für den eisernen Kochtopf gehangen: blasse Kartoffeln wurden in bräunlichem Wasser gar.

Wir gingen von Haus zu Haus wie Hausierer, und immer wieder fiel, wenn der kurze Schatten an der Schwelle über uns hinweggestürzt war, immer wieder fiel das blaue Viereck des Himmels über uns; größer war's bei den Häusern, in denen einmal Wohlhabendere gewohnt gewohnt hatten, kleiner bei den Armen: nur die Größe des blauen Himmelsvier-

ecks unterschied sie hier noch einmal voneinander. In manchen Stuben wuchs schon das Moos, manche Schwellen waren schon von bräunlichem Wasser verdeckt; in den Stirnwänden waren hier und da noch die Pflöcke für's Vieh zu sehen; Schenkelknochen von Ochsen, an denen die Kette befestigt gewesen war.

„Hier stand der Herd“ - „Dort das Bett“ - „Hier über dem Kamin hing das Kruzifix“ - „Da ein Wandschrank“ : zwei aufrechte und in diese eingeklebt zwei waagerechte Steinplatten, und in diesem Wandschrank entdeckte eines der Kinder den Eisenkeil, der, als wir ihn herauszogen, wie Zunder in der Hand zerbröckelte: es blieb ein härterer Kernstab von der Dicke eines Nagels übrig, den ich - auf Weisung der Kinder - als Andenken in die Manteltasche steckte.



Wir verbrachten fünf Stunden in diesem Dorf, und die Zeit verging schnell, weil nichts geschah: nur ein paar Vögel scheuchten wir hoch, ein Schaf floh vor uns durch eine leere Fensterhöhle den Hang hinauf; in verknöcherten Fuchsienhecken hingen blutige Blüten, an verblühten Ginsterbüschen hing ein Gelb wie von schmutzigen Groschen, blanker Quarz

wuchs wie Gebein aus dem Moos heraus; kein Schmutz auf den Straßen, kein Unrat in den Bächen und kein Laut zu hören. Vielleicht warteten wir nur auf das Mädchen mit dem roten Pullover und der Kiepe voll braunen Torfs, aber das Mädchen kam nicht wieder.

Als ich auf dem Heimweg in die Tasche griff, um nach dem Eisenkeil zu sehen, hatte ich nur braunen, rötlich durchmischten Staub in der Hand: er hatte dieselbe Farbe wie das Moor rechts und links von unserm Weg, und ich warf ihn dazu.

Niemand wußte genau zu berichten, wann und warum das Dorf verlassen worden war: es gibt so viele verlassene Häuser in Irland, auf einem beliebigen zweistündigen Spaziergang kann man sie aufzählen: das wurde vor zehn, dieses vor zwanzig, das vor fünfzig oder achtzig Jahren verlassen, und es gibt Häuser, an denen die Nägel, mit denen man die Bretter vor Fenster und Türen genagelt hat, noch nicht durchgerostet sind, Regen und Wind noch nicht eindringen können.

Die alte Frau, die im Hause neben uns wohnte, wußte uns nicht zu sagen, wann das Dorf verlassen worden war: als sie ein kleines Mädchen war, um 1880, war es schon verlassen. Von ihren sechs Kindern sind nur zwei in Irland geblieben: zwei wohnen und arbeiten in Manchester, zwei in den Vereinigten Staaten, eine Tochter ist hier im Dorf verheiratet (sechs Kinder hat diese Tochter, von denen wohl wieder zwei nach England, zwei nach den USA gehen werden), und der älteste Sohn ist bei ihr geblieben: von weitem, wenn er mit dem Vieh von der Weide kommt, sieht er wie ein Sechzehnjähriger aus, wenn er dann um die Hausecke herum in

die Dorfstraße einbiegt, meint man, er müsse wohl um die Mitte der Dreißig sein, und wenn er dann am Haus vorbeikommt und scheu ins Fenster hineingrinst, dann sieht man, daß er fünfzig ist.

„Er will nicht heiraten“, sagt seine Mutter, „ist es nicht eine Schande?“

Ja, es ist eine Schande. Er ist so fleißig und sauber, rot hat er das Tor angemalt, rot auch die steinernen Knöpfe auf der Mauer und ganz blau die Fensterrahmen unter dem grünen Moosdach, Witz wohnte in seinen Augen, und zärtlich klopfte er seinem Esel auf den Rücken.

Abends, als wir die Milch holen, fragen wir ihn nach dem verlassenen Dorf. Aber er weiß nichts davon zu erzählen, nichts; er hat es noch nie betreten: sie haben keine Weiden dort, und ihre Torfgruben liegen auch in einer anderen Richtung, südlich, nicht weit entfernt von dem Denkmal des irischen Patrioten, der im Jahre 1799 gehenkt wurde. - „Haben Sie es schon gesehen?“ Ja, wir haben es gesehen - und Tony geht wieder davon, als Fünfzigjähriger, verwandelt sich an der Ecke in einen Dreißigjährigen, wird oben am Hang, wo er im Vorbeigehen den Esel kraut, zum Sechzehnjährigen, und als er oben für einen Augenblick an der Fuchsienhecke stehenbleibt, für diesen Augenblick, bevor er hinter der Hecke verschwindet, sieht er aus wie der Junge, der er einmal gewesen ist.

Aus: *Irishes Tagebuch* (Erstveröffentlichungen: 1957)

Rainer Schauer

DIE VERLORENE INSEL DES HEINRICH B.

„So muß es gewesen sein: Der Deutsche mit den guten Augen, über denen die Brauen dicht wuchern, bestellte das letzte Glas Guinness bei Mike, beglich die offenstehenden Rechnungen im Kramladen an der Hauptstraße, sah am Morgen noch einmal auf die sichelförmige Bucht und den weiten Dünenstrand und bestieg dann das Auto in Richtung Westport. Vielleicht stieg damals, als der Mann aus Deutschland ging, noch eine dünne Rauchfahne aus dem Kamin, in dem die brikettförmigen Torfstücke verglühten.

Die Nächte sind kalt im irischen Westen, wo immer „land’s end“ ist und die naßkalten Winde vom Ozean her die Haut zum Frösteln bringen...

Achill Island ist immer noch still und schön und einsam, wenn die Frühjahrs- oder Herbststürme den Atlantik peitschen und tiefhängende Wolken über das Moorland jagen. Oder wenn an ruhigen Sonnentagen sich ein hoher Himmel in den Tümpeln und Seen spiegelt und die geschlossenen Fensterläden andeuten, daß es noch viel Zeit bis zur Saison ist.

Mike Lavelles, Besitzer des kleinen Gasthauses und der Bar „Lavelles Seaside House“, kennt sie alle, die an seiner Bar sitzen, die paar Farmer, die noch übriggeblieben sind, ihre Töchter und Söhne, die in London arbeiten und „sogar in Afrika“, die Fremden, die sich eingekauft haben auf Achill Island, und auch die, die geblieben sind...

Getrunken habe „Henry Boll“ nicht. Da seien die

irischen Dichter von anderem Schrot und Korn.

„Hast du von Brendan Behan und Margaret Barry, der Trinker-Frau, gehört?“ Und dann erzählen Mike und Paddy schöne Geschichten vom Suff, von Margaret, der Zigeunerin aus dem Anhang des Rebellen Behand. 22 Pints konnte sie in sich hineinschütten. Da lag Behan schon längst unter dem Tisch. Jetzt ist Margaret 70, und Behan soff sich 1994 zu Tode.

Dann ist es still in der Bar. Regen hat eingesetzt und trommelt gegen die Fenster. Im Kamin glühen die Torfbriketts, und Mike wischt wie automatisch immer wieder über den Holztresen, auf dem das dunkle Guinness klebrige Ränder hinterlassen hat...

Achill Island erwähnen die Reiseführer überhaupt nicht, und wenn, dann in ein paar Zeilen, wenn die Sonne scheint. Wegen der Aussicht von den schmalen Panoramastraßen. Als ob die Seele einer Landschaft vom Wetter abhängig wäre...

Dooagh, unten an der Südküste, ist ein Dorf, das lebt. Hier sieht der Reisende keine verlassen Häuser und Ruinen, sondern eine menschliche Siedlung am weiten Keem-Strand, die wie kaum eine andere in Irland ihren Charakter bewahrt hat: Die Häuser hinter roten Fuchsienhecken sind dreikaminige Cottages, so wie sie schon immer in dieser Gegend gebaut wurden. Die Fensterrahmen und Türstöcke sind in Rot und Blau und Grün gestrichen, statt flächengroßer Glashöhlen zeigen Sprossenfenster die anheimelnde Intimität nicht vorfabrizierter Architekturelemente. In Dooagh gibt es nur wenige Flach-

bau-Bungalows, wie sie überall in Irland die traditionsreiche Cottage-Bauweise verdrängen. Dooagh ist auch das Dorf der wütenden Hunde. Blinzelnd liegen sie am Straßenrand, lassen sich streicheln, kraulen und schnuppern freundlich am Hosenbein. Aber wehe, wenn sich nur ein Autoreifen zu drehen beginnt. Dann greifen die Hunde wie von Sinnen das Gummirad an, als gelte es fremde Einflüsse aus dem Dorf zu verscheuchen. Die menschenfreundlichen Hunde bleiben zurück, blinzelnd in der Sonne liegend, bis das nächste Auto kommt...

Dieses Land ist großzügig mit den Fremden. Achill Island an der Südküste unweit von Dooega ist so ein Landstrich für jene, die den Wind hören wollen und das Kreischen der Möwen und die Brandung gegen die Riffe und Klippen. Dahinter zieht sich das Moor menschenleer bis in die Berge hinein. Jetzt sind die Farne braun, und das Heidekraut blüht blaßrosa. Eine braune Küste. Und eine gefährliche Küste. Die grünen Graszungen, die über den Klippen wachsen, sind schlüpfrige Rutschbahnen, auf denen es kein halten mehr gibt, wenn man fällt. Aber das ist auch ein Stück Freiheit, ohne Bevormundung durch Zäune und Verbotsschilder seinen eigenen Weg gehen zu können. In Irland, auf der Insel der Heiligen, wird es schon einen geben, der seine schützende Hand über den Fremden hält...

Die Neuzeit kam für Achill Island, als 1988 eine Drehbrücke vom Festland zur Insel gebaut wurde. Sie tut noch heute ihren Dienst. Irgendwann in den unruhigen siebziger Jahren muß Heinrich Böll über die Eisenkonstruktion gefahren sein. Vielleicht hat er einen Blick zurückgeworfen, ohne Zorn, aber mit Resignation. Die Unschuld der frühen Jahre gab es

nicht mehr. Es kamen die reichen Leute aus Köln und Hamburg, München oder Frankfurt, Hochseangler, Grundstückskäufer, ein bißchen Aussteiger, ein bißchen Spekulanten. Solche Nachbarschaft ist nicht jedermanns Sache. Dann ist es besser zu gehen, bei Mike das letzte Guinness zu trinken, die Rechnungen im Dorfladen zu bezahlen, den irischen Freunden auf Wiedersehen zu sagen. Ja, so ungefähr könnte es gewesen sein.“

(Text von Rainer Schauer; gekürzt übernommen aus DIE ZEIT Nr. 49 vom 30. November 1984; übertitelt: „Die verlorene Insel des Heinrich B. - Wenn der Winter beginnt, verweht allmählich der Geruch der Frittenbuden, und es riecht wieder nach Grünkohl auf Achill Island“)

Erich Loest

SCHON KICHERT DIE NÄCHSTE WOLKE

„Man erinnert sich: Im ‚Irischen Tagebuch‘ schrieb Heinrich Böll: „Nun haben die Iren eine merkwürdige Gewohnheit; wenn der Name der Provinz Mayo genannt wird (sei es lobend, tadelnd oder unverbundlich), sobald der Name Mayo fällt, fügen die Iren hinzu „God help us!“ . Es klingt wie die Antwort in einer Litanei: „Herr, erbarme dich unser!“ .

Die Provinz Mayo war eine der Hungerkammern im Armenhaus Irland, und Böll war siebenunddreißig. „Der Zug war beängstigend leer geworden. Achtzehn Personen zählte ich, wir allein waren sechs davon, und es schien uns, als führen wir schon eine Ewigkeit durch Torfhalden, Moor, und noch immer nicht war das frische Grün des Salats zu sehen, nicht das dunklere der Erbse oder das bittere der Kartoffel. Mayo, flüsterten wir leise. God help us!“

Das war Mitte der fünfziger Jahre; da legte Gott einen weiteren Schöpfungsnachmittag ein und schickte den Massentourismus hinab auf seine alte Erde, und auch Mayo bekam eine handvoll ab. Mayo wurde rasch zum Wochenendausflugsziel der Dubliner, es galt bald eine Ferienreise wert für Luft-hungrige aus London, Liverpool und Birmingham. Iren, deren Vorfahren nach den USA oder Australien ausgetrieben worden waren, stillten Sehnsucht nach den Wurzeln, denn arm ist der dran, der nicht weiß, woher seine Urväter stammen und woher er seine roten Haare hat. Gott half Mayo, und Mayo half sich, und so entstanden an der Straße, auf der Böll mit zwei Frauen und drei Kindern im Bus fuhr, Hotels und Bars und Pubs und Imbißstuben; Ferienhäuser

wurden schlüsselfertig offeriert, die Bauern an den Straßen und Stränden beratschlagten lange mit ihren Frauen, dann bauten auch sie und stellten B. and B.-Schilder an den Zaun: Hier kann man ein Bett und ein Frühstück haben für . vergleichsweise geringes Geld, derzeit für etwa acht irische Pfund - man multiplizierte mit 3,25, um den DM-Wert zu erfahren. Mayo erlebte sein Bauwunder. Es ist nicht übertrieben: 90 Prozent aller Häuser in Mayo außerhalb der Städte entstanden, als die Bölls wieder fort waren...

Durch Achill Sound rollte vor dreißig Jahren der Bus, ein paar Fischerhütten waren das, zwei alte Läden, zwei Pubs. Heute stehen hier ein Hotel, „McHugh’s Bar and Restaurant with Music, Sing-Song and Dancing“, mancherlei noch und „Alice Harbour Inn“, das ist nicht viel anders als manches auf Schnelligkeit der Abfertigung eingerichtetes Lokal in einem bundesdeutschen Ferienort zwischen Husum und Lindau...

Ein Dezenium lang freute sich das Fremdenverkehrsgewerbe in Mayo über Zuwachsraten von jährlich mehr als zehn Prozent, das ist die Marke, die Banker frohlocken läßt. So ließ sich auch Jamrs beraten, der kluge Viehfarmer, und redete ausgiebig mit Ann, seiner tatkräftigen Frau. Jetzt steht da ein weißschimmerndes zweistöckiges Haus mit sechs Doppelzimmern, Duschbad, Wannenbad, Klo, Speise- und Aufenthaltsraum. Die beiden begannen mit B. und B., seit einem Jahr sind sie in die nächste Stufe gehoben, werden als „Farmhouse“ geführt und dürfen auch eine Abendmahlzeit reichen. Keinen

Alkohol allerdings, streng sind die Bräuche. Welchen Sprung haben die beiden in wenigen Jahren gemacht! Sie lernten mit Krediten und Gästen umgehen. Lernten das Zimmer richten, servieren, kassieren, Freundlichkeit auch dann bewahren, wenn ein Gast endlich nachts um zwölf eintrudelt und Tee verlangt. Kochen - nun ja, Anns Salzmenge am Menu war genau richtig, aber warum in den Bohnen konzentriert, und nicht ein Prislein davon am Fleisch? Ein paar Gewürze sollte man Ann nennen. Der Agent, der den Prospekt für die Farmhouse-Kette verschickt, verspricht trauliche Abende am Torffeuer - aber auch hier glimmt die leicht zu bedienende Spirale.

Zu allem sieben Kinder.

Man erinnert sich: Über Siobhan schrieb Böll, die am Klappenschrank bei der Post saß mit Augen wie Vivien Leigh. „Wie es auch sein wird, sie kann hierbleiben, und das ist eine unglaubliche Chance: Von ihren acht Geschwistern werden nur zwei hierbleiben können; einer kann die kleine Pension übernehmen, und ein zweiter kann dort, wenn er nicht heiratet mithelfen; zwei Familien ernährt die Pension nicht. Die anderen werden auswandern oder irgendwo im Lande Arbeit suchen müssen; aber wo und wieviel werden sie verdienen?“ Das änderte sich, der Bauboom - der vorbei ist - band kräftige Burschen, das Hotelgewerbe sog flinke Mädchen auf. Siobhan, so nehme ich an, das Mädchen mit den Filmdiva-Augen, heiratete den Jungen, der mit ihr am Klappenschrank wortkarg flirtete, sie bekamen sechs bis neun Kinder, von denen fünf bis sieben in Mayo Arbeit finden werden, wenn's nicht zurückgeht mit dem Fremdenverkehr. Denn nun gibt es keine

Zuwachsraten mehr, in einem besonders nassen Sommer - kurz ist jeder Sommer ohnehin - bleiben manche Zimmer leer, die Krise wirft lange Schatten über Mayo. Wer auswandern will, muß weite Wege gehen, England selbst ist verstopft. Das Problem der Überbevölkerung verlor von seinem Schrecken, aber es starb nie, und nun hebt es wieder den Kopf.

Immer noch werden in Irland viele Kinder geboren; das Bild des Papstes hängt überall, und seine Worte gelten. Eine irische Mutter zahlt für jedes Kind mit zwei bis drei Jahren des eigenen Lebens, sie opfert mit ihren Zähnen, ihrer Haut, dem Glanz ihrer Haare. Eine Irin, die zwischen einem halben und einem Dutzend Kindern das Leben geschenkt hat, wirkt mit 35 wie eine Einzelkindmutter bei uns mit 50; das ist nicht anders als bei uns zu Zeiten unserer Großmütter.



„Für Minuten blieb die Landstraße leer, wenn das Auto gerade einen größeren Ort passiert hatte, und wieder sammelten sich die Tropfen: irische Schulkinder, sich schubsend, sich jagend; abenteuerlich gekleidet oft: bunt und zusammengestückelt, aber sie alle waren, wenn sie nicht heiter waren, mindestens gelassen; so traben sie oft meilenweit durch den Regen...“ Heute fahren sie mit dem Schulbus. Irland steht, was das Einkommen anlangt, in der europäischen Kette weit hinten, seinen Kindern aber sieht das keiner an. Über die Straßen schrieb Heinrich Böll:

„Ich empfand es als Blasphemie, als jemand in Deutschland mir einmal sagte: Die Straße gehört dem Motor. In Irland war ich oft versucht zu sagen: Die Straße gehört der Kuh, tatsächlich werden die Kühe so frei zur Weide wie die Kinder zur Schule geschickt; herdenweise nehmen sie die Straße ein, drehen sich hochmütig nach dem hupenden Auto um, und der Autofahrer hat hier Gelegenheit, Gelassenheit zu üben und seine Geschicklichkeit zu erproben...“ Ein wenig später: „...jedenfalls gehört die Straße nicht dem Motor.“

Doch, sie gehört. Alle Städte sind, da kaum Umgehungsstraßen gebaut wurden, zu beinahe jeder Tageszeit heillos verstopft mit Autos jeglicher Art und oft stattlichen Alters. Dazwischen Fußgänger, Mütter mit vier, sechs Kindern. Parkendes Blech überall. Die Beschilderung ist vielleicht gar nicht so schlecht, aber jedermal versperren zwei Busse oder ein dreistöckiges Wohnmobil den Hinweis, nach dem der Ortsunkundige schwitzend späht. Zernarbt sind die Autos vom Geschiebe und Gepresse wie langdienende Kriegselefanten, Lampenglas split-

tert nicht so schlimm. Dublin ist die Hölle, Galway kommt gleich danach. Tausend Amerikaner in japanischen Leihwagen in Limerick - kein Verkehrspolizist weit und breit, irgendwann wird sich's lösen, spätestens im Herbst, wenn die Touristen fort sind. Nicht so schlimm. „Wem die Straße gehört, ist in Irland noch lange nicht entschieden.“

Doch, es ist. Weit draußen zwischen den Weilern herrscht gelegentlich einmal ein Kuhtrupp, der von einer Weide zur anderen schlendert, naschend am Wegesrand. Der Junge, der mitbummelt, denkt gar nicht daran, den Stecken zu heben, bloß weil ein Auto nicht weiter kann. Aufregung schadet der Milch. „Als Gott die Zeit gemacht hat, hat er viel davon gemacht.“ Was sind schon fünf Minuten. Überall sonst aber hat das Auto gesiegt.

Und Esel, diese Melancholiker, die aussehen, als wären sie bei allem dagegewesen seit der Erschaffung der Welt. Herr Jesus ritt auf einem Esel, ein Esel wird's dem anderen weitergesagt haben bis heute. Hier und da karren sie Torf aus dem Moor vors Haus, hier und da die Milchkanne zur Sammelstelle. Neun Bauern preschen mit dem Auto hin, einer zockelt mit dem Esel. So hat der Großvater noch seine Beschäftigung und kann beim Warten auf den mächtigen blinkenden Milchtransporter am Schwatz teilhaben. Für den Rest des Tages begnügt sich der Esel mit etwas Weide. Die anderen Bauern blechen fürs Benzin, vielleicht werden auch sie nach der nächsten Ölpreisexplosion wieder auf den Esel kommen. Manchmal schreien sich die Grauen über die Hügel hinweg ihren Gruß zu wie Hähne im Morgengrauen. Sei klagen sich ein Leid, welches, ist schwer zu entschlüsseln. Ein wurzlicher alter Mann trug Torf in

steiler Kiepe - Photomodell, Hochformat. Allradgetriebene Vielzweckfahrzeuge mit senkrecht gestellten Mähbalken brummen die Straßen entlang und scheren den Heckensaum. Die Fuchsiensträucher in ihm blühen und blühen, hoch wie Kirschbäume, dazwischen Rhododendron, Esche, Erle, Rotdorn und die alles umgreifenden Krakenarme der Brombeere. Eine neue Grünschattierung ist seit fünfzehn Jahren etwa im Vormarsch, die der Fichten und Kiefern, denn es wird von Staats wegen aufgeforstet, hier ein Fleck, dort ein Streifen den Hang hoch, nördlich von Mayo eine weite Talfläche, kilometerlang und breit. Noch sind es Tupfer. In diesem Wäldern wachsen im Herbst die Pilze wie verrückt.

Als besessene Kinogänger schilderte Heinrich Böll die Iren - das Fernsehen ließ auch dort die Kinos sterben. Ganz Irland saß kürzlich vor der Röhre, als James Last - eine Großmutter war Irin, hab ich das richtig verstanden? - bei einem gewaltigen Volksfest aufspielte, einem Folklorefestival aller Grafschaften. Jeweils einer der Musikusse streifte sich ein Trikot in den Grafschaftsfarben über -frenetische Beifall!-, dann erklangen die örtlichen Weisen, und das Publikum sang mit, wiegte sich mit erhobenen Händen. Wettstreit der besten Torfstecher! An die zehn Kriterien beachtete die Jury, von der Geschwindigkeit des Zweiertteams über die Gleichmäßigkeit der Ziegel und die Sauberkeit der Wand hinterher bis zu deren Muster. Wer ist Irlands flinkster Windelaufhänger? Da hatten die Frauen aber mal was zu lachen! Dabei flattern wenig Windeln von Irlands Leine, dafür liegen mächtige Pampers-Packungen in so manchem Auto, das sich vom Einkauf heimwärts trollt. Wie lange die Last-Mannen wohl geübt hatten mit ungewohnten Instrumenten und einem ihnen fremdarti-

gen Sound? Sogar die Dudelsäckler kamen aus den Last-Reihen. Ein Glücksabend für meine freundlichen Gastgeber, an dem ich für sie keine sonderliche Rolle spielte; Last, not Loest. Ganz Irland hatte Rührungstränen in den Augen und blieb auf bis spät in die Nacht.

Kollege Heinrich Böll, eines hätte dich gefreut, könnte ich dir[^]s noch erzählen: Kein einziges Mal in drei Wochen piff ein Düsenjäger über mich hin, ich sah keine Kaserne und nur einmal wenige Soldaten: behelmt schauten sie aus den Luken zweier gepanzerter Straßenfahrzeuge, das war nahe der nordirischen Grenze. Daß es Militär auf der Insel gibt, beweisen Briefmarken, die den Einsatz des irischen Kontingents in der UN-Friedenstruppe würdigen.

Die 22-Pence-Marke für eine Postkarte in die Bundesrepublik erinnert an die Aktion im Kongo 1960. Zu deiner Zeit, verehrter Kollege, kostete derselbe postalische Dienst noch fünf Pence. Der Staat ist wenig sichtbar. Hier und da melden Schilder: Hier forstet der Staat auf. Alle Zeitungen rügten auf der ersten Seite, der Ministerpräsident - Sie wissen, wie er heißt? - habe in einem Hotel ein Zimmer gebucht, dies aber rückgängig gemacht, nachdem er feststellen mußte, daß der Hotelier einer Oppositionspartei angehörte. Welch miserabler Stil!, so wetterten die Kommentatoren. Man stelle sich vor, ein Schwergewicht im lila Anzug träte bei uns an die Rezeption und sagte: "Guten Tag, mein Name ist Kohl, hätten Sie vielleicht..."

Eines ist natürlich geblieben, der Regen. „Der Regen ist hier absolut, großartig und erschreckend.“ In meinen drei Wochen regnete es drei Tage lang pau-

senlos, kein Tag blieb regefrei. Manchmal wechselte eine Viertelstunde Schauer mit einer Viertelstunde ohne Schauer, fünf Minuten davon schien die Sonne. Die ersten drei Regenminuten sind wild, sie genügen, einen zu durchnässen, der kein Schutzdach findet oder die Plane nicht sofort über den Kopf bekommt. Nach einiger Zeit lernt man es, eine heranjagende Wolke zu berechnen:

dreißig Sekunden noch! Zwanzig Schauer pro Tag sind keine Seltenheit. Auch die, die vom Sattel aus Irland genießen, müssen damit rechnen, die tapferen Radfahrer. Es sind nicht wenige, und zwei Drittel davon sind Mädchen.“Und wieviel Wasser sammelt sich über viertausend Kilometern Ozean, Wasser, das sich freut, endlich Menschen, endlich Häuser, endlich festes Land erreicht zu haben, nachdem es so lange nur ins Wasser, nur in sich selbst fiel. Kann es Regen schließlich Spaß machen, nur immer ins Wasser zu fallen?“

Nun prasselt er auf irische, englische, französische, deutsche Mädchen, auf die Straße und füllt die Schlaglöcher, auf die Schafe, die sich hinter den Farn kauern, auf Kühe und Esel, die der Bö den Hintern zudrehen, ins Moor, auf die Hecken, das Blechdach. Dann hört der Regen plötzlich auf. Zwischen den Bergen westlich kichert schon die nächste Woke.

„Es gibt diese Irland: wer aber hinfährt und es nicht findet, hat keine Ersatzansprüche an den Autor.“ So heißt es im Vorspruch. Es gibt das Böllsche Irland nicht mehr, aber wer Ansprüche an ein friedfertiges, warmherziges, wunderschönes Stück Literatur erhebt, der genießt bei der Lektüre noch immer. Italien ist ja auch anders als zu Goethes Reisezeit, Swinemünde verwandelte sich seit Fontanes Kin-

dertagen. Als Heinrich Böll gestorben war, suchten französische Journalisten nach seinem besten, wirkungsvollsten Werk. Sie konnten sich nicht einigen. Sein liebenswertestes Buch aber, da fiel ihnen Übereinstimmung leicht, sei sein „Irisches Tagebuch“. Es liest sich nirgends besser als auf der Insel an einem Wind- und Wetterabend. Den Torf bitte immer einmal nachlegen. Man kann natürlich auch Whiskey dazu trinken“.

Erich Loest ist Schriftsteller und war lange Vorsitzender des des Verbandes deutscher Schriftsteller VS. Dieser Beitrag entstammt der SZ (Süddeutsche Zeitung) Am WOCHENENDE Nr. 242 vom 19./20. Oktober 1985 und wurde vom irland journal geringfügig gekürzt.

„SIE BESASSEN KEIN AUTO UND NUR WENIG GELD“

SIEGFRIED PATER IM GESPRÄCH MIT MRS.
KING ÜBER HEINRICH BÖLL

Sie kannten Heinrich Böll persönlich. Wie haben Sie ihn erlebt?

„Er war ein wundervoller Mann, mit einer bezaubernden, charmanten Art. Ein Genie. Im Jahre 1955 traf ich ihn zum ersten Mal, als er mit seiner Familie hierherkam. Es war kurz nach dem Krieg, und die Zeiten für Deutschland und die Deutschen waren schlecht. Zu Beginn sprach man hier von ihnen als „die komischen Deutschen“. Aber sie passten sich schnell an, und die Leute waren ihnen bald herzlich zugetan. Wir wussten damals nichts über Heinrich Böll und seine Werke. Nach einigen Jahren schickte er mir sein erstes Buch „Haus ohne Hüter“, und als ich es las, hatte ich den Eindruck, daß es gar nicht zu dem Mann passte, den ich kannte. Heinrich machte es sich zur Gewohnheit, mir jedesmal, kurz nach der Veröffentlichung eines neuen Buches, ein signiertes Exemplar zu schicken, und ich begann, seine Bücher zu sammeln. Im „irischen Tagebuch“ ist eine kleine Geschichte darüber enthalten. Das war 1957. Zwei Jahre lang besaß ich das Buch schon, bis ich merkte, daß ich darin vorkam. Mein verstorbener Mann, der mit Heinrich sehr befreundet war, fragte ihn oft im Scherz: „Wann kommen wir endlich in einem deiner



Bücher vor?“. Und er antwortete: „Ja, ja, ja,“ und wir lachten. Dabei besaßen wir das Buch längst, in dem wir vorkamen, wenn auch in deutscher Fassung. Nachdem ich es herausgefunden hatte, erzählte ich es Heinrich. Er schlug sich vor die Stirn und rief: „Oh mein Gott.“ und schickte mir sofort die englische Übersetzung. In die deutsche Ausgabe hatte er für uns hineingeschrieben „Für Cloughde und Ned King. In Erinnerung an eure Freundlichkeit und in froher Erwartung meines nächsten Besuches. Heinrich.“ Er besuchte uns jedes Jahr, manchmal auch zweimal; dann saßen wir zusammen und erzählten und erzählten...“

Wann trafen Sie ihn zum ersten Mal?

„Das war in Keel, auf Achill-Insel. Mein Mann war der ortsansässige Arzt und er wurde zu den Bölls gerufen, weil eines der Kinder krank war. Ich traf ihn in dem Haus, das sie dort gemietet hatten. Es war zentral gelegen, was wichtig war, da sie alle Wege zu Fuß erledigen mußten. Sie besaßen kein Auto und nur wenig Geld. Ich kann mich gut an die Kinder erinnern, Vincent, René und Raimund, der leider schon gestorben ist. Wenn Familie Böll zu Fuß unterwegs war - sie alle waren große Wanderer - schauten sie jedesmal bei mir vorbei. Heinrich immer mit seiner Baskenmütze und Wanderstock, typisch für ihn. Ich kann sagen, daß wir sehr gute Freunde waren.“



Als er den Nobelpreis erhielt, überraschte es mich nicht im mindesten. Ich kannte ja alle seine Bücher und wußte um seine große Begabung. Er war ein sehr sensibler Mensch, äußerst sensibel. Er war sehr in Sorge um Deutschland, um das, was dort geschah oder geschehen könnte. Besonders was die neonazistischen Strömungen betraf. Er sprach immer davon. Er sprach auch sehr oft vom Krieg und davon, daß er an der russischen Front in Gefangenschaft geraten war. Viele Begebenheiten aus dem Gefangenenlager ließen ihn nicht los. Besonders die, daß man ihm bei einem Fluchtversuch in den Rücken geschossen hatte. Er wollte damals um jeden Preis fliehen, weil er den Krieg haßte. Heinrichs Frau Annemarie sass unterdessen mit den Kleinen zu Hause in Köln und wartete. Sie war eine große Hilfe für uns, da sie übersetzen konnte.

Später begann auch Heinrich Englisch zu lernen, aber ich lernte nie Deutsch, ich brauchte es nicht. Heinrich schrieb mir regelmäßig. Ich habe viele Briefe und Karten von ihm. Als er damals den Nobelpreis bekam, lief er vor all dem Rummel, der dort um seine Person gemacht wurde davon und machte seinem Herzen Luft, indem er mir schrieb.“



Wie kam Familie Böll gerade nach Achill-Island?

„Ich glaube, das war purer Zufall. Heinrich hatte einen anderen Schriftsteller getroffen, der ihm von Achill Island erzählte, von dem Frieden und der Ruhe, die man hier finden kann. So kam es dann auch. Die Familie kam mit Zug und Bus hier an. Das war damals nicht einfach.“

Was hat sich seit dem „Irischen Tagebuch“, seit 1957, hier verändert?

„Ich bin vor 44 Jahren hierher gekommen. Damals gab es weder Wasser noch Strom im Haus, aber es war wunderschön hier; so völlig anders als das, was ich kannte. Trotz der bescheidenen Wohnverhältnisse, fiel mir die Umstellung leicht.

Was die Leute angeht, so sind sie heute gebildeter als damals. Es gab von hier aus nur sehr wenige Auswanderer nach Amerika. Die Menschen, die Achill Island verließen, blieben meist in Irland selbst oder arbeiteten in England. Die Häuser sind komfortabler geworden und das Leben sehr viel einfacher.



Früher arbeiteten die meisten Männer 9 Monate im Jahr auswärts und die Frauen mußten alle anfallenden Arbeiten allein erledigen. Für 3 Monate kamen die Männer dann jedes Jahr nach Hause um Torf zu stechen. Heute erleichtern die Maschinen diese schwere Arbeit. Aber die Leute auf Achill-Island waren nie arm, es gibt hier keine Armut.“

„Das Böll-Haus stand einige Jahre nach Heinrichs Tod leer, und ich hatte den Traum, daß es eines Tages in Heinrichs Sinne wiederbelebt werden könne. Der Vorsitzende des Irischen Komitees, John Dean, schlug mir deshalb vor, Familie Böll zu schreiben und den Vorschlag zu machen, daß das Haus vielleicht Künstlern zur Verfügung gestellt werden könne, die hier die Möglichkeit hätten, in völliger Ruhe zu arbeiten. So informierte ich René. Er kam hierher und wir gründeten ein ortsansässiges Komitee, zu Verwaltung(?) des Hauses. Ich bin mit John Dean eines der Mitglieder. Das alles fand im letzten Februar statt. Die Eröffnung war am 21.3. Das Mayo-County-Council unterstützt die ausgewählten Künstler mit einem Stipendium von IEP 150 pro Woche. Alle, die bisher in dem Haus gelebt haben, waren zufrieden und froh. Es ist wunderbar, daß der Name „Heinrich Böll“ auf diese Weise wiederauflebt. Ich bin davon überzeugt, daß er es gutheißen würde, er war immer so großzügig...“

„Am 4. August besuchte unsere irische Präsidentin, Mrs. Robinson, das Haus. Sie hatte das „Irische Tagebuch“ gelesen und wollte alles über Heinrich

Böll wissen. Sie zeigte sich von dem Haus und den dort ausgestellten Skulpturen begeistert und versprach wiederzukommen. Seitdem stehen wir in Briefkontakt.

Die Auswahl der Künstler, die das Haus benutzen dürfen, treffen John Deane für die irischen und Berthold Langerbein für die deutschen Künstler.

Sie arbeiten zusammen. Entschieden wird nach Vorlage von Werken.“

Wissen die Leute im Ort etwas über Heinrich Böll?

„Natürlich. Man ist sehr glücklich darüber, es bringt auch Touristen hierher. Der Name „Heinrich Böll“ ist mit Achill-Island besonders stark verbunden.

Annemarie hat seine Werke übersetzt und englisch gesprochen. Sie war seine Stütze. Sie ist eine sehr liebevolle Frau und war eine hingebungsvolle Mutter, sowie Heinrich ein hingebungsvoller Vater war. Beide waren überzeugte Katholiken und gingen immer zur Messe. Bevor sie das Auto hatten, sagten die Leute im Ort immer, wenn sie die Bölls zur Kirche gehen sahen: „Die Deutschen sind gerade vorbeige-



gangen, es ist Zeit zur Kirche zu gehen.“

BÄUME FÜR ACHILL



Siegfried Pater, Jahrgang 1945, freier Journalist, Buchautor und Filmemacher, verwaltet die Bildrechte von René Böll und beschäftigt sich seit Jahren mit Irland. Er war einer der vielen Gäste im Heinrich Böll - Cottage und führte dieses Gespräch mit Mrs. King am 5. September 1992. Mrs. King, die im letzten Jahr verstorben ist, ist die junge Arztfrau, deren Warten auf die Heimkehr ihres Mannes Heinrich Böll im Kapitel „Die schönsten Füße der Welt“ im „Irischen Tagebuch“ beschreibt.

Für so manchen deutschen Irlandreisenden ist eine Insel im Westen Irlands fest mit dem Namen Heinrich Böll und den durch sein „Irisches Tagebuch“ geschaffenen Bildern verbunden: Achill Island. Aber die Zeit ist auch dort nicht stehengeblieben und vieles hat sich verändert. Nicht weit vom ehemaligen Haus der Bölls entstand so z.B. das „Landscaping Testing Ground Development for Trees and Shrubs“ von Dr. Gerhard und Gisela Hahn. Seit ihrer Pensionierung - Herr Dr. Hahn war früher Lehrer an einer Waldorfschule, Frau Hahn Heilpädagogin - verbrachten sie jedes Jahr viele Monate im Jahr auf Achill. Hier sind auch z.T. die Bücher entstanden: Frau Hahns Buch zur Heilpädagogik, die „Freiheit der Philosophie“ von Herr Dr. Hahn und das gemeinsame Buch „Was ist Geist“. In einem Gespräch mit Marion Landwerth-Hesselmann im Juli 1992 stellten sie die Anfänge des Projekts vor und erzählten von ihrem Leben in Irland.

„Unsere erste Irlandreise hat uns 1983 nach Dingle geführt. Ein Jahr später kamen wir über den Norden ins Land, waren in Donegal und verbrachten die letzte Woche unseres Urlaubs hier in Achill, fanden eine wunderbare Insel und Landschaft vor und herrliches Wetter. Es war sonnig und warm. Eigentlich mehr aus Spaß erkundigten wir uns nach den Grundstückspreisen und fanden so dieses Stück Land am Fuße des höchsten Berges auf Achill, des Slievemore. Es hat 4 acres, das sind 16.000 qm. Wir waren fasziniert von dem Blick auf den offenen Ozean und den Berg. Außerdem war das Grundstück erschwinglich. Wir mußten zwar meine Lebensversicherung verkaufen, um es bezahlen zu können, aber ich hatte noch nicht allzuviel angespart. Das Grundstück war ganz verwildert und seit 80 bis 100 Jahren nicht mehr bebaut worden. Man sieht auf den Feldern und den großen Wiesenflächen noch kleine rhythmische Bodenerhebungen: die sogenannte „ridges“. Sie sind ein Zeichen dafür daß hier früher einmal, vor etwa 150 Jahren, Gemüse und Kartoffeln angebaut wurde, was aber angesichts der hier herrschenden Windverhältnisse äußerst knapp und spartanisch war... Für das Grundstück war eine sogenannte „planning permission“ für drei Häuser vorhanden, und eine davon haben wir verwirklicht...

Die Erfahrungen mit dem Wetter haben uns übrigens gelehrt, daß wir während unseres ersten Besuchs einer gewissen Illusion aufgesessen sind. Das Wetter ist hier außerordentlich wechselhaft. Es gibt schöne Sommer, aber auch häufig mehrere aufeinanderfolgende mit viel Wind und Regen. Für Familien mit kleinen Kindern sicher schwer zu ertragen.

Der erste Gedanke war, auf diesem Grundstück

ein Haus zu bauen, das als Begegnungs- oder auch Erholungsstätte für uns und andere dienen sollte, die wie wir in Deutschland viel gearbeitet haben und Regenerationskraft benötigen, um wieder eine eigene Mitte zu finden. Wir haben gespürt, daß man diese Mitte hier finden kann, und das hat sich auch bestätigt...

Durch Freunde und Begegnungen kam dann die Idee, hier eine sogenannte Landschaftszelle zu entwickeln, d.h. Pflanzen, Sträucher, Bäume anzupflanzen, also eine Infrastruktur zu schaffen, in der sich wieder Klein- und mittleres Getier ansiedelt. Eine Keimzelle, von der sich eine neue Landschaft ausbreiten kann. Aber dazu braucht es erst einmal so etwas wie eine Pionierzelle, in der sich die Landschaft regenerieren kann von dem jahrhundertelangen Stress durch Überweidung, durch Ausbeutung, durch einseitige Nutzung, Schafzucht und Baumlosigkeit. An manchen Stellen werden hier auf Achill von den Menschen beim Torfstechen große Baumwurzeln aus dem Torf geholt, woran man erkennen kann, daß hier einmal gewaltige Bäume gestanden haben. Aber es ist ungeheuer schwer, diese wieder - nachdem sie einmal abgeholzt wurden - heimisch zu machen.

Wir haben uns von Freunden in Deutschland, die dort Baumschulen besitzen, beraten lassen, und probieren selber aus, welche Baum- und Straucharten hier in diesem Reizklima und unter den Windverhältnissen überhaupt aufwachsen können, und da ist vor allem ein Baum geeignet: der Bergahorn. Erlen sind gut für diesen Boden und eine bestimmte Eichenart: *Quercus robur*. Er kann in diesem feuchten und torfigen Boden gut Wurzeln schlagen. Auch mit Buchen, Hartriegel, Traubenkirsche und Feldahorn

haben wir Erfolg.

Im ersten Jahr ließen wir von einem hiesigen Gärtner ca. 200 - 300 Kiefern und einige Sträucher und Laubbäume wie Birken, Erlen und Weiden anpflanzen. Aber die Laubbäume sind nicht angewachsen bzw. vieles ist wieder eingegangen. Aber einige der Sträucher mit bestimmten Blüten wurden von den Schmetterlingen aufgesucht und wachsen nun. Inzwischen haben wir ca. 2000 Laubbäume mit eigener Hand gepflanzt. Dazu kommen vielleicht noch 300 bis 400 Hecken- und andere Strauch- und Blumenarten...

Der große „Wurzelberg“ vor dem Haus ist eigentlich keiner, sondern besteht zum großen Teil aus den abgestorbenen Stämmen des Stechginsters, die aus dem Wildwuchs herausgeschnitten werden mußten. Dieser ca. 2,5 m hohe Hügel ist zu einem Biotop für Vögel geworden. Darin haben schon mehrere Vogelgenerationen wie Drosseln, Rotkehlchen und Zaunkönige gebrütet.

Die Entwässerungsgräben habe ich nicht selbst gezogen, sondern sie sind uralte, bestimmt schon aus der Zeit der ersten Nutzung... Sie sind teilweise bis zu 2 m tief. Seitlich von ihnen wurde ein Wall aufgeworfen: hier liegen die alten Grundstücksgrenzen. Dieses jetzt 16.000 qm große Grundstück bestand früher aus fünf, sechs oder sieben durch Wälle begrenzte Teile. Die Entwässerungsgräben waren zum großen Teil versumpft. Ich habe sie wieder freigegeben, damit die gewaltigen Wassermengen, die bei starken Regenfällen vom Slievemore herkommen, auf und über dieses Grundstück abgeleitet werden können...

(Zur Beziehung zu den Einheimischen, zu den Pflanzungen und Zäunen)

Das ist keine leichte Frage und man kann sie nicht eindeutig beantworten. Die Iren sind da sehr verhalten. Manche Menschen bemerken, daß wir hier pflanzen, zeigen Interesse, sind uns zugewandt und pflanzen auch selber. Jedoch keine Laub- sondern Nadelbäume. Aber es gibt auch eine Reihe von sehr skeptischen Menschen hier, oft Schafhalter, denn jedes herausgepflückte Stück Land ist für die Schafzucht verloren... und wenn man hier Bäume pflanzt, muß das Grundstück eingezäunt sein, sonst ist nichts sicher vor den Schafen...

(Zum Heinrich-Böll-Haus)

Wir haben dieses Grundstück gewählt, ohne eine Ahnung zu haben, daß 300 m weiter Heinrich Böll in den fünfziger Jahren mit seiner Familie gelebt hat. Ein Teil des Besitzes grenzt an unser Grundstück an. Wir sind also unmittelbare Nachbarn gewesen. Im Jahr 1986 wollte ich bei ihm anfragen, ob ich den Kuhdung von seinem Grundstück holen dürfte, und ich erfuhr, daß er gestorben ist. Erst in dem Jahr wurde mir bewußt, daß Heinrich Böll hier gelebt hat.

Wir haben 1990 die Familie Böll, Heinrich Bölls Frau Annemarie und ihren Sohn René mit seiner Frau und zwei Kindern in einem Café in Westport kennengelernt, während sie hier Urlaub machten. Wir haben uns bekannt gemacht und gegenseitig besucht. Ein paar Monate später ergab sich von beiden Seiten unabhängig der Gedanke, daß wir die Verwaltung des Böll-Hauses übernehmen könnten. Wir sahen, daß Bölls Hilfe nötig hatten und jemanden

suchten, der an ihrem Projekt interessiert war. Von seiten der Bölls kam dann die direkte Anfrage, ob wir nicht die Verwaltung übernehmen wollten. Für uns ist das ein Freundschaftsdienst.

Es ist eine Bereicherung, weil in dieses Haus nun Menschen kommen, die wir hier auf Achill sonst nicht kennenlernen würden. Es sind die Künstler Irlands, Mitteleuropas oder auch aus Übersee. Das ist schon sehr interessant. Einige dieser Menschen sind dann auch bei uns zu Gast. Man sitzt vor dem Kamin zusammen. Das ist wertvoll und sehr schön.

Was uns bewegt ist, daß nun Menschen, denen wir in Freundschaft verbunden sind, mehr und mehr herkommen, um mit uns gemeinsam eine Zeitlang im Jahr an dem Grundstück zu arbeiten, denn die Pflege der Bäume benötigt Einsatz. Das Stück Land ist so, daß es nach einem Jahr wieder ankommt und sagt, wenn du nichts tust, dann siehst du bald nichts mehr. An manchen Stellen macht sich die jährliche Arbeit schon sehr bemerkbar, und in der Nähe des Hauses wird es sogar schon etwas parkähnlicher. Aber das Grundstück ist groß, und es wäre schön, wenn sich alles so heranbilden würde, wie wir es uns vorstellen, und es beginnt ja auch schon. Wir würden uns freuen über Menschen, die nach Achill reisen und mit uns und bei uns arbeiten.

Ob wir Menschen empfehlen würden, nach Irland zu kommen und ein Grundstück zu kaufen und selber zu pflanzen ist schwer zu beantworten. Es ist ein sehr schicksalhafter Schritt, und wir wissen nicht, ob die Bereitschaft Irlands, immer mehr Fremde aufzunehmen, wächst oder überhaupt noch vorhanden ist. Wir haben schon gehört, daß die traditionelle

und sprichwörtliche Fremdenfreundlichkeit der Iren gewisse Einschränkungen erfahren hat. Der irische way of life kann durch den mitteleuropäischen way of life auch sehr gestört werden. Man muß sich einen solchen Schritt genau überlegen, aber dem, der ihn wagt, wünschen wir soviel Kraft und Freude, wie wir sie hier in Irland erfahren haben.“

Marion Landwerth-Hesselmann bereist Irland seit 15 Jahren, ist Übersetzerin, Journalistin und u.a. auch freie Mitarbeiterin des Vortragsdienstes der Badischen Zeitung, Freiburg. Sie hält Vorträge und Seminare für Volkshochschulen, Kulturvereine und andere Bildungsstätten über irische Themen wie z.B. Literatur, Geschichte, Geographie. Kontakt: Brandenburger Str. 15; 79211 Denzlingen,; Telefon: 07666-4641



VON DUBLIN NACH WESTPORT, VON WESTPORT NACH ACHILL - EINE ANNÄHERUNG

Es ist mein erster Irlandbesuch, und es wird nicht mein letzter sein, das spüre ich gleich bei meiner Ankunft in Dublin, obwohl mich bislang nichts dazu gedrängt hatte, einen Besuch auf der grünen Insel zu wagen, schon gar nicht im April. Und auch jetzt ist der Aufenthalt nicht ganz freiwillig, sondern im Rahmen einer Studienreise beruflicher Natur. In meinem Kopf hatten sich Skepsis und ein paar Vorurteile verankert, besonders im Hinblick auf das - natürlich - schlechte Wetter und die wenig gerühmten Kochkünste der Iren.

Um es gleich vorweg zu sagen, nicht jedes Vorurteil wurde entkräftet, aber die zarte Liebe, die da in bezug auf das neu entdeckte Land in mir wuchs, ist auf ein Phänomen zurückzuführen, dem ich rasch erlegen war. Irland erscheint mir trotz vieler Widersprüchlichkeiten als stimmig: es ist für mich nicht nur ein Land, es ist ein Gefühl.

Ziel meiner Reise ist es, Achill Island kennenzulernen, jene Landschaft Westirlands, in der Heinrich Böll einst sein zweites Zuhause gefunden hat. Von Dublin aus führt uns die Zugreise zuerst nach Westport, einem hübschen Städtchen nahe der Küste. Stundenlang fahren wir quer durch Irland, was mir Gelegenheit gibt, die Natur außerhalb der Küste wenigstens aus dem Zugfenster heraus zu erleben. Saftig grüne Wiesen bedecken hinter Dublin das flache Land, und dieses Grün ist tatsächlich grüner als anderswo. Das Klischee, dem man zwangsläufig in

jedem Irlandreiseführer begegnet - hier wird es vor meinen Augen zur Wirklichkeit.

Leuchtendgelb blühende Ginsterbüsche unterstreichen die Intensität des Wiesengrüns, und die kleinen Orte, die wir mit der Bahn passieren, wirken, als ob hier die Zeit stehengeblieben sei.

Wenige Stunden verstreichen.

Moorgebiete durchziehen bald hin und wieder die jetzt hügelige, nicht mehr üppiggrüne Landschaft. Niedrig-grau-weiße Steinmauern zur Begrenzung der Felder aufgerichtet, wirken wie große aneinandergereihte Kieselsteine.

Im flacher werdenden Tageslicht scheint das Gras plötzlich grau auszusehen und die Erde dunkler, je weiter wir uns der Küste nähern. Tümpel aus dunklem Moorwasser liegen wie große Pfützen auf den Wiesen, und Bäume und Sträucher tragen ihr Laub noch verhalten.

Das Land wirkt karg.

Aber der Abendhimmel ist einfach unbeschreiblich: zarte Farben von rosa bis blau-grau überziehen den Horizont im letzten Tageslicht.

Mein Zugnachbar beugt sich zu mir herüber: „Dieses Farbenspiel gibt es nur in Irland, sehen Sie nur!“ Ich wußte, daß er als Maler seine Inspiration immer wieder aus dem Licht und den Farben der Land-

schaft Westirlands bezieht.

Wir schauen und schweigen.

Am nächsten Tag beschert uns ein strahlendblauer Himmel soviel Sonne, daß das Thermometer bald sommerliche Temperaturen anzeigt. Ein ideales Wetter, um den Tag auf Achill Island am Meer zu verbringen. Die schmale Landstraße, die von Westport nach Achill führt ist uneben und kurvenreich, ein Umstand, der jedoch durch die schöne Aussicht entlang der Clew Bay mehr als ausgeglichen wird. Auch hier beeindruckt leuchtendgelbe Farbtupfer auf grünem Grund, und bald öffnet sich das Land zum Meer, um den Blick über Buchten und Weite freizugeben. Langsam wandeln sich die Farben und das grüne Hügelland erhält eine bräunliche Note: ein Hinweis auf den Torfreichtum der Gegend. Laubbäume gibt es kaum noch, dafür eine zwar windgebeugte, aber wetterunabhängigere Kiefernbestandung. Weiß getünchte Häuser, vor denen sich Torfsoden als Brennmaterial stapeln, heben sich hier und da freundlich vom dunkleren Erdreich ab.

Hinter der Brücke, die das Festland mit Achill Island verbindet, säumen dichte Rhododendron- und Gins-terbüsche den Weg, dann fällt der Blick auf grau-braune Hügel, an die sich kleine Häusergruppen schmiegen.

Die Straße, die zum Ort Dugort führt, bietet dem Betrachter eine Aussicht auf sanft abfallende, weißblühende Wiesen, die sich bis hinunter zum Meer erstrecken.

Wir erhaschen einen fernen Blick auf das Böll Haus,

auf ein hellgrünes Meer und einen weißen Sandstrand. Mich beeindruckt die Gegensätzlichkeit dieser Landschaft, die auf der einen Seite sehr karg, auf der anderen Seite und gerade an diesem ungewöhnlich sonnigen Tag fast von einer Südseeromantik umgeben ist.

Etwas Unwirkliches liegt darin.

Über die Insel in ihrer Gesamtheit gibt es viel zu sagen, und die Menschen, die dort leben, haben sich ihrer Heimat in besonderer Weise angenommen.

Dazu wird in anderen Kapiteln dieses Buches vieles erwähnt werden, so daß ich mich an dieser Stelle auf meine persönlichen Eindrücke beschränken will.

Die Insel ist weitgehend unfruchtbar, vereint jedoch viele irische Landschaftsformen in sich: dunkle Seen, Torffelder, Hochmoore, schroff anmutende Felsen, „Slievemore“, den höchsten Berg Achills, der nicht grün bewachsen ist, wie ich glaubte, sondern braun zum Himmel emporragt, eine atemberaubende Steilküste, wunderschöne Strände, einige davon mit Kies, andere mit feinem weißen Sand bedeckt.

Viele Künstler leben und arbeiten auf der Insel, und als ich mich offenen Auges umsehe, kann ich nachvollziehen, warum gerade diese Gegend Irlands für ein kreatives Schaffen geeignet ist.

Es muß die Ruhe sein, die diese Landschaft ausstrahlt, die Weite, die den Blick nicht einengt,

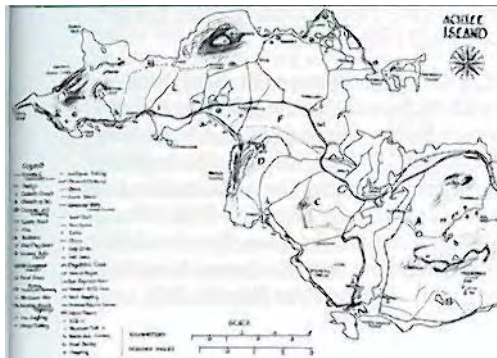
die Öffnung zum Meer, das immer präsent bleibt, manchmal ruhig und glatt, manchmal tosend und wild.

Und das Land im Wechselspiel des Lichtes.

An diesem Tag verzaubert das Licht auch das „Verlassene Dorf“, jene Fragmente ehemaliger Wohnhäuser, deren Bewohner ihrem Heim am Fuße des Slievemore einst in der Hoffnung auf ein besseres Leben den Rücken gekehrt hatten.

Die Ausmaße von Hungersnot und Auswanderung werden hier greifbar, begreifbar.

Das Haus der Familie Böll liegt fast vollständig von großen Fuch sienst- räuchern verdeckt im kleinen Inselort Dugort. Nachdem „Böll-Tou- risten“ immer wieder unvermittelt



im Wohnzimmer standen, um in Erfahrung zu bringen, ob dies nun wirklich „das“ berühmte Haus sei, und sich die anwesende Familie oder die Künstler, denen das Haus später als Inspirations- und Arbeitsstätte diente, äußerst gestört fühlten, weist heute ein Schild das Haus als Böll-Cottage aus, das nur nach

besonderer Absprache besichtigt werden darf.



Deserted Village

Wir dürfen hinein.

Klein und voller Atmosphäre sind die Räume des cottages. Jedes Zimmer wurde früher durch einen eigenen Kamin beheizt, in dem an kalten Tagen ein Torffeuer brannte.

Denkt man sich die heutige spartanische Einrichtung weg, so kann man sich mit ein wenig Phantasie vorstellen, wie es wohl gewesen sein mochte, das Leben hier draußen. Mir war berichtet worden, daß man vom Arbeitszimmer aus das Meer sehen könne. Eine wunderschöne Vorstellung, am Schreibtisch zu sitzen und den aufschauenden Blick über Weite und Wasser schweifen zu lassen.

Die Terrasse hinter dem Haus gibt zwar einen herrlichen Blick über abfallendes Land hinweg zum Meer frei, aber als ich im früheren Arbeitszimmer Heinrich Bölls einen Blick aus dem Fenster werfe, sehe ich nur grüne Fuch sienhecken vor mir. Natürlich, es ist viel Zeit vergangen, seitdem er

selbst hier zum Schreiben gesessen hat, und die zu großen Büschen herangewachsenen Pflänzchen von damals versperren heute die Aussicht.

Auf dem Rückweg nach Westport machen wir am ehemaligen „Mulranny Bay Hotel“ Station, dessen prachtvolle Fassade aus der Ferne wie eine romantische Kulisse über der Clew-Bay thront. Geschäftiges, buntes Leben gehört hierher, aber je mehr ich mich dem verlassenen Gebäude nähere, desto wahrnehmbarer werden die sichtbaren Zeichen des Verfalls und der Zerstörung.

Wunden, die Seewind und Wetter geschlagen haben, lassen die Fassade bröckeln und verwandeln den einst imposanten Gebäudekomplex innerlich und äußerlich in ein trauriges Zeugnis der Vergänglichkeit. Aber es gibt Pläne, das Haus in seiner alten Schönheit wieder herzurichten - zu renovieren und zu reparieren, damit hier wieder Leben einziehen kann, und die mutlose Stille des Ortes einer wachen, schöpferischen Atmosphäre weicht.

Vielfältig sind die Eindrücke, die ich mit nach Hause trage. Eindrücke, die mich auf weitere Erkundungen der grünen Insel neugierig machen, und die mir im Laufe der Zeit eine Annäherung an dieses Phänomen „Irland“ gestatten.

Vielleicht ergründe ich es eines Tages. Ich freue mich auf den Weg dorthin.

Christa Leinweber

DIE INSEL ACHILL

Achill Island, vor der Küste der Grafschaft Mayo gelegen und nur mit einer Brücke mit dem Festland verbunden, ist mit 22 Kilometer Länge und 19 Kilometer Breite Irlands größte Insel. Eine Insel mit dramatischen Küstenlinien und Landschaften: schroffen Bergen, hohen Meeresklippen, sandigen Buchten, Moor und wenig Farmland. Auf Achill liegen 21 Siedlungen, große Teile der Insel aber sind unbewohnt. Im Winter hat es eine Bevölkerung von etwa 3.500, mit einer erheblichen Steigerung in der Touristensaison. Die Hauptbeschäftigungsbereiche liegen - traditionell - in Fischerei und Landwirtschaft und im Tourismus, bei einer immer schon hohen Emigrationsrate. Auf Achill hat sich ein hohes Maß an kultureller Bewußtheit gehalten, besonders in der traditionellen Musik, Literatur und Malerei, die auch auswärtige Künstler angezogen hat. Teile der



Insel gehören zur Gaeltacht, den irisch-sprachigen Regionen Irlands.

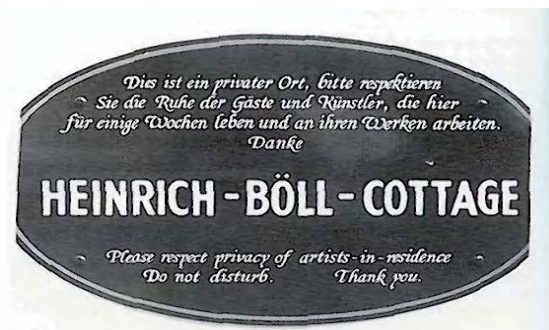
In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts kam der bekannte amerikanische Maler Robert Henri auf die Insel, um den damaligen Strömungen in der New Yorker Kunstszene zu entgehen. Bis in die fünfziger Jahre entstand um die Insel eine Schule der Landschaftsmalerei und bekannte irische Künstler besuchten die Insel, darunter der Belfaster Maler Paul Henry, der von London nach Achill zog, auf der Suche nach einer unverdorbenen Landschaft. Der Schriftsteller, Kritiker und Kunstsammler Ernie O'Malley besuchte Achill regelmäßig in den vierziger und Anfang der fünfziger Jahre als Mitglied einer Gruppe von Schriftstellern und Künstlern, darunter auch Graham Greene.

DAS BÖLL-COTTAGE UND -KOMMITEE

Heinrich Böll lebte und arbeitete in den fünfziger und sechziger Jahren auf Achill Island. Seit 1992 dient sein Haus auf der Insel als Arbeitsrefugium für Künstler aus Irland und aller Welt. Das Programm ‚Artists in Residence‘ wurde bisher betreut von einem Komitee in Zusammenarbeit mit dem Mayo County Council, der Familie Böll und der Heinrich-Böll-Stiftung. Die Zielsetzungen des Programms beinhalten: in Erinnerung an Heinrich Böll ein lebendiges, kreatives Zentrum zu schaffen, in das sich irische wie nicht-irische Schriftsteller und Künstler zu intensiver Arbeit abseits normaler Zusammenhänge zurückziehen können. Gleichzeitig soll so der Zugang der Inselgemeinden zu Kunst und Künstlern geschaffen bzw. erhalten werden: durch Lesungen,

Ausstellungen und Workshops - in begrenztem, von den Arbeitsinteressen der Künstler bestimmtem Rahmen. Die Liste der ‚Artists in Residence‘ umfaßt bisher: Macdara Woods, Leland Bardwell, John Behan, Victoria White, Raymond Dean, Pat Boran, Seán Mac Mathúma, Tom Mac Intyre, Ciarán O'Driscoll, Michael Holohan, Sabra Loomis, Pat Deeley, Oliver Dünne, Tony und Jane O'Malley, Kevin Toolis, Vincent Woods, Jack Harte, Paul Durcan, Hugh Hamilton, Cíaire Keegan, Yvonne Cullen, Anne Enright, Kevin Bowen - als Gäste des Achill Committee.

Tom Le Blanc (USA, Schriftsteller), Luis Gurrero (Ecuador, Bildhauer), Annette Korolnik-Andersch (Schweiz, Malerin), Genady Prikhodka (Rußland, Fotograf), Werner Huber (Deutschland), Annelie Runge (Deutschland, Filmemacherin), Jochen Langer (Deutschland, Schriftsteller), Yaeko Osano (Japan), Michael Bach Bachtischa und, Renate Hofleit (Deutschland) - als Gäste der Heinrich-Böll-Stiftung, Ernst Kreuder, Günther Wallraff, Gerhard Zwerenz, Bernhard Müller-Feyen, Peter Fitz, Manfred Butzmann, Igor Sacharow-Ross, H.W. Richter, Dieter Kühn, Petra Kelly - als Gäste der Familie Böll.



*„Es gibt dieses
Irland: wer aber hinfährt
und es nicht findet,
hat keine Ersatzsprüche
an den Autor.“*

Der Böllsche Blick auf Irland hat Bestand – und verrät so viel über uns Deutsche

Heinrich Bölls
„Irisches Tagebuch“
ist 50 Jahre jung

von Regine Reinhardt

Der Deutschunterrichtsklassiker

Bei Heinrich Böll (1917-1985) fällt mir unweigerlich Schule ein. „Die Ehre der Katharina Blum“ sowie „Das Brot der frühen Jahre“: Die typischen Gymnasiallektüren. Beinahe hätte das zart keimende Literaturinteresse der Heranwachsenden dies nicht überlebt. Wäre da nicht ein Land am Rande Europas, das zu besuchen irgendwann anstand. Im geistigen Proviantkorb lag, –neben den irischen Nobelpreisträgern und Flann O’Brien –auch das „Irische Tagebuch“ von Heinrich Böll, mit dem sich wie mit allen Pflichtlektüren der Gedanke verband, ihn auf immer zu meiden. Doch das „Irische Tagebuch“ kommt bescheiden daher. Ein kleines Taschenbuch mit noch nicht einmal 150, keineswegs eng beschriebenen Seiten, so dass es denn doch irgendwann auf den Nachttisch wanderte und schließlich als Bettlektüre diente. Endlich erwachsen, schoss es mir durch den Kopf, als ich mich dabei erwischte, an dem Klassiker Gefallen zu finden, und sei es auch nur an einem seiner Nebenwerke (oder steht das „Irische Tagebuch“ auf einem deutschen Lehrplan?).

Das Entstehen des „Irischen Tagebuchs“

Im „Irischen Tagebuch“ beschreibt Heinrich Böll anekdotisch und unterhaltsam die Eindrücke von seinen ersten Irlandreisen. Im Jahr 1954 fuhr er allein nach Dublin und Killarney, im darauffolgenden Jahr verbrachte die gesamte Familie Böll von Ende Mai bis Ende September die Ferien auf Achill Island: Heinrich und seine Frau, die Übersetzerin Annemarie Böll (1910-2004), und die drei Söhne Raimund, René und Vincent sowie Christine Assenmacher, eine Bekannte der Familie. Einige Kapitel des „Irischen Tagebuchs“ waren bereits zu Weihnachten 1954 und im Frühjahr 1955 als Artikel in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ erschienen. Weitere Artikelpublikationen folgten. Die letzten Kapitel fürs „Irische Tagebuch“ entstanden 1957, in dem Jahr, als schließlich der Kiepenheuer & Witsch Verlag das Buch herausbrachte. Seitdem gelangten zahlreiche Auflagen in den Druck. Von 1961 an war das „Irische Tagebuch“ auch als Paperback im Deutschen Taschenbuch Verlag erhältlich. Pünktlich zum 50. Jahrestag der Erstausgabe des „Irischen Tagebuchs“ erscheint im März 2007 im Kiepenheuer & Witsch Verlag eine Neuausgabe, herausgegeben von René Böll, dem damals schon mitgereisten Sohn des Schriftstellers.

Das „Irische Tagebuch“ ist beliebt bei den Deutschen

Die Lektüre des „Irischen Tagebuchs“ ist ungemein aufschlussreich auch für diejenigen, die es bereits gelesen haben. Zum einen hat es zahlreiche Irlandreisen initiiert und begleitet. Zum anderen hallen typische deutsch-irische Eindrücke hier nach: die heftige Irlandliebe, das Immer-wieder-Kommen in die „Zweite Heimat“, die intensiven Begegnungen mit ganz fremden, faszinierenden Biographien voll unerwarteter Determinanten, all das kennt der normale Urlauber so gut, dass er sich mit dem Nobelpreisträger bestens identifizieren kann. Mit dem späteren Kauf des Urlaubscottages im Jahr 1958 war Heinrich Böll zudem Vorreiter einer ganzen Generation von deutschen Irlandfreunden, die sich Jahrzehnte vor dem Immobilienboom für eine Handvoll Pfund eine Parzelle im Gelobten Land sicherten. Durch die regelmäßigen Urlaube, die Fährüberfahrten und das Durchstreifen des ganzen Landes, sind diese Dauergäste, wie der schriftstellernde Deutsche, zu den besten Gewährsleuten der irischen Veränderungen avanciert. Der Vergleich der irischen Zustände bei Bölls Ankunft im Jahr 1954, dem ersten eigenen Besuch und dem heutigen Irland drängt sich bei der Lektüre geradezu auf. So wird das „Irische Tagebuch“ beim Lesen unweigerlich aktuell und lebendig.

Erinnerungen an die Ankunft in Irland

Böls „Irisches Tagebuch“ ruft Erinnerungen an das eigene Ankommen in Irland wach. Bei meiner ersten Irlandreise hatte ich, anders als Böhl, das Flugzeug genommen. Die Ankunft in dem noch unbekanntem Land, wo ich 1992/1993 immerhin ein ganzes Jahr studieren wollte, schien dennoch etliche Gemeinsamkeiten mit dem zu haben, was Böhl über seine Ankunft in Dun Laoghaire im Jahr 1954 schilderte. Ich erkannte mich wieder in diesem staunenden Besucher, dem gleich zu Beginn die kehlige keltische Sprache, der Torfgeruch und die Armut auffielen. Wie dem „Irischen Tagebuch“ entsprungen, genauso freundlich wie improvisationserprobt, erwies sich beispielsweise der Taxifahrer, der mich, meine zwei Koffer und mein Fahrrad sowie eine Reisebekanntschaft ins Isaac's Hostel brachte. Das sperrige Gepäck samt Fahrrad presste der Mann ohne Murren oder Rücksicht auf etwaige Lackschäden in den Kofferraum, kommentierte dabei lautstark die scherzhaften Anfeuerungen seiner Kollegen in der Warteschlange und fixierte die Kofferraumklappe schließlich mit einer mühen Strippe, die er aus den Tiefen des Handschuhfaches hervor zauberte. Als ich ein paar Monate später das Boot nach Holyhead nahm (und wieder zurück), fand ich mich noch mehr in einer Böhl'schen Szenerie wieder. Ich traf die Irinnen mit schon deutlich gerundeten Bäuchen, die Kette rauchend zur Abtreibung nach England führen, oder solche, die im zarten Alter von zwanzig Jahren zum ersten Mal Irland verließen, natürlich nur, um Verwandte in London zu besuchen, weiter erlaubten es die katholischen Eltern nicht; ich sah Männer und Frauen an der Bar, die dem hohen Seegang mit etlichen Guinness zu Leibe rückten, ertrug den Zigarettenquahl und den Zustand der Toiletten und war insgesamt froh, bei der ersten Irlandreise ins Ungewisse das Flugzeug genommen zu haben anstelle des Schiffes, „das mehr einem Auswandererschiff als einem Heimkehrerschiff glich“, wie Böhl schreibt.

Irland ist im wahrsten Sinne des Wortes ein „Entwicklungsland“

Es war merkwürdig, am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts innerhalb des westlichen Europas auf ein Land zu stoßen, das sich wie vier Jahrzehnte zuvor bei Böls Besuch noch immer als ein derartiges Entwicklungsland entpuppte. Ein Land, wo 1992 kaum private Telefone existierten und man Verabredungen über Zettel an Haustüren oder am Schwarzen Brett am Trinity College Eingangstor traf. Nur wenige Privatautos führen durch Dublin, ganze Straßenzüge blieben ohne ein einziges parkendes Auto. Zudem lag nachts die Stadt teilweise ganz im Dunkeln, die wenigen Straßlaternen, die ohnehin nur ein schwaches orange-farbenes Licht spendeten, waren häufiger kaputt als intakt. Außer Bewley's existierten keine Cafés in der Stadt, und wer im Pub oder Restaurant nach Kaffee fragte, erhielt ohne jegliches Bedauern oder Erklärungen eine dünne Plöre namens Nescafé Gleich neben Trinity College begannen die Sozialwohnungs-slums und verfallenen Gewerbegebiete, überboten noch von der Gegend um Mother's Redcup Market. Letzteres entdeckte ich ungefragt gleich am ersten Irlandtag. Denn dorthin lotste mich ein Einheimischer, in dem Glauben, so früh morgens, wie wir uns trafen, könne ich eigentlich nur auf der Suche nach einer heißen Tasse Tee sein, und die Flohmarkt-kneipe öffnete bereits in den frühen Morgenstunden für die durstigen Händler. Dieser Dubliner, der fast sprichwörtliche Alte Mann mit den freundlichen und doch auch irgendwie gerissenen Zügen (Gott habe ihn selig), war der einzige Passant an meinem ersten irischen Morgen, einem Sonntag. Vor lauter Aufregung war ich viel zu früh wach und auf den Straßen Dublins fast allein unterwegs. Auf der Dame Street begrüßte mich der Alte in seiner Heimat. Der Zustand des Mannes und seiner Kleider ließ offen, ob er gerade aufgestanden war oder die Nacht durchgemacht hatte. Zudem sprach er einen so starken Akzent, dass ich ihn kaum verstand und mein Vorhaben, in Dublin zu studieren, völlig abwegig erschien. Noch ehe es mir und wohl auch dem Mann so recht klar war, worauf wir uns eingelassen hatten, erhielt ich eine exklusive, sicher authentische Stadtführung (hätte ich nur mehr verstanden), die uns um Thomas Street und Christ Church kreisen und

Es war merkwürdig,
am Ende des
zwanzigsten
Jahrhunderts
innerhalb
des westlichen
Europas
auf ein Land zu
stoßen,
das sich wie vier
Jahrzehnte
zuvor bei Böls Besuch
noch immer als
ein derartiges
Entwicklungsland
entpuppte.

Entgegen allen inhaltlichen Alterserscheinungen besitzt das „Irische Tagebuch“ in diesem fortwährenden Blick auf die gesellschaftlichen Veränderungen Relevanz für die heutigen Leser. Mit Böll werden die Urlauber und Tagebuchleser ihr Irland genau beobachten. Dabei ist die Entwicklung seit 1990, **seitdem der Celtic Tiger** mit zweistelligen Wirtschaftswachstum **im ganzen Land seine Spuren zieht**, als noch gravierender zu deuten als all das, was Böll erlebte ...

die lokalen, noch geschlossenen Pubs ablaufen ließ Dazu nahm mein Begleiter sich alle Zeit der Welt, erzählte ausführliche Geschichten, rauchte und hustete, und es verging so viel Zeit, dass sich die Straßen um uns herum letztlich doch noch füllten und ich langsam das Gefühl bekam, in einer lebendigen Stadt zu sein. Nur mein Stadtführer baute mit der Zeit so merklich ab, dass ich trotz der herzlichen Begrüßung und Gastfreundschaft froh war, als ich ihn beim ersten Pint irgendwann aus den Augen verlor.

Die Themen des „Irischen Tagebuchs“ sind zugleich die hartnäckigsten Irlandklischees

Zu derlei ausführlichen Ankunftserinnerungen verführen im „Irischen Tagebuch“ immerhin gleich zwei Kapitel. Die restlichen sechzehn verraten durch Titel wie „Bete für die Seele des Michael O’Neill“, „Mayo – God help us“, „Skelett einer menschlichen Siedlung“, „Als Gott die Zeit machte.“, „Betrachtungen über den irischen Regen“, „Blick ins Feuer“, „Wenn Seamus einen trinken will“ oder „Das neunte Kind der Mrs. D.“; dass hier Themen behandelt werden, wie sie dem Irlandreisenden unweigerlich begegnen. Weniger wohlwollend formuliert, alle Irlandklischees und kollektiven Traumata sind vertreten: die besondere Frömmigkeit (Katholizismus I), die Hungersnot und Auswanderung, der gelassene Umgang mit Zeit, der Regen, die Torffeuer, die Bierseligkeit bzw. Alkoholsucht sowie der Kinderreichtum (Katholizismus II). Themen wie Armut, Schmutz, Arbeitslosigkeit sowie den Iren nachgesagte Eigenschaften wie Redseligkeit, Leidenschaftlichkeit, Weisheit und Improvisationstalent (insbesondere auf die Infrastruktur bezogen), müssen keine eigenen Kapitel gewidmet sein, sie ziehen sich wie der Strom des dunklen Stouts durch das gesamte Buch.

Die Aktualität des „Irischen Tagebuchs“ steckt in den gesellschaftlichen Veränderungen

Obwohl Bölls Tagebuch ein solcher Bestseller ist, stieß schon immer auch auf heftige Kritik. Der Hauptvorwurf gegen das „Irische Tagebuch“ lautet, es überliefe ein vielleicht damals schon überholtes und idealisiertes Irlandbild, das die gesellschaftlichen Veränderungen und die Annäherung Irlands an das westliche Europa ausklammerte. Umso spannender, dass Böll im Buch derlei Kritik gleich mehrfach vorwegnahm. Gravierende Veränderungen in der irischen Gesellschaft diagnostizierte er bereits im Jahr 1967 und ergänzte daraufhin das „Irische Tagebuch“ um den Essay „Dreizehn Jahre später“. Hier ließ Böll die Irlandimpressionen noch einmal Revue passieren und wies auf die enorme Geschwindigkeit der gesellschaftlichen Veränderungen hin. Die empfand er gar so schwindelerregend, dass er für die dreizehn Jahre einen Entwicklungssprung von 150 Jahren feststellte und auch die zuvor beobachtete Präsenz des Mittelalters als endgültig passé charakterisierte.

Entgegen allen inhaltlichen Alterserscheinungen besitzt das „Irische Tagebuch“ in diesem fortwährenden Blick auf die gesellschaftlichen Veränderungen Relevanz für die heutigen Leser. Mit Böll werden die Urlauber und Tagebuchleser ihr Irland genau beobachten. Dabei ist die Entwicklung seit 1990, seitdem der Celtic Tiger mit zweistelligen Wirtschaftswachstum im ganzen Land seine Spuren zieht, als noch gravierender zu deuten als all das, was Böll erlebte, der bis 1983 nach Irland reiste: Der Lebensstandard ist deutlich gestiegen. Die mittlerweile fast flächendeckend vorhandenen Zentralheizungen machen die Torffeuer unnötig, die nur noch in Feriencottages zur Grundausstattung gehören. Auch bietet Irland kaum noch Gelegenheit, Schmutz und flächendeckende Armut zu beobachten. Die Rede vom „Armenhaus Europas“ hat sich gleichsam umgekehrt. Angesichts der irischen Preise, Neuwagen- und Neureichendichte scheinen mittlerweile eher die Deutschen die Bewohner des Armenhauses zu sein. Und wenn in Irland jemand arm erscheint, dann handelt es sich dabei wahrscheinlich um einen der

erstmal im Straßenbild erkennbaren Arbeitsimmigranten. Dies weist auf die wohl sensationellste Veränderung hin: die Bevölkerungsentwicklung. Wer hätte noch vor zwanzig Jahren damit gerechnet, dass die auf immer mit dem irischen Schicksal verbunden geglaubte Auswanderung je verschwinden könnte? Bei Böll ist die Emigration durchgehend Thema. Jetzt schwappen über Irland Wogen von Heimkehrern, die keineswegs betelarm per Fähre reisen, sondern mit dicken Dollar-Geldbürsen ausgestattet Irlands Immobilienmarkt boomen lassen.

Wie hätte Heinrich Böll wohl diese Entwicklungen kommentiert, hätte er die Geburtstagsausgabe des Tagesbuches noch erlebt? Sicher ist, dass er sie benannt hätte, so wie er bereits 1967, in „Dreizehn Jahre später“, den Finger in eine der empfindlichsten Wunden Irlands legte: den Rückgang der Geburtenrate. Böll schrieb dies schlicht der Pille zu, benannte aber andernorts schon den noch viel schwerwiegenderen Motor dieser Entwicklung: den Bedeutungsverlust des Katholizismus. Der Wegfall eines kollektiven, spirituellen Ankers erschüttert Staat und Gesellschaft Irlands wohl heftiger als alles andere. Seit 1992 ermöglichen Kondomautomaten allerorten auch Unverheirateten und Homosexuellen den Erwerb von Verhütungsmitteln. Sogar die Ehescheidung ist seit 1996 rechtens. Nur an dem guten alten Abtreibungsverbot wird eisern festgehalten. Doch im Zeitalter der Billigflieger taugt auch das nicht mehr wirklich zur Abschreckung.

Der besondere Böll'sche Blick auf Irland

Während sich anderswo an derartige Beobachtungen Horrorszenerarien einer völlig aus den Fugen geratenen Gesellschaft anschließen, bleibt Irland gelassen. Das ist wohl die erstaunlichste Konstante, die Irland zu bieten hat. Ehemals zeigte sich diese Lebenseinstellung im Umgang mit dem Elend ebenso wie mit den starren Regeln, die Staat und Katholizismus dem Land vereint auferlegten. Böll hat dies fasziniert beschrieben. Nach dem Essay über die Veränderungen erschien im übrigen nur noch ein einziger Irland-Artikel Bölls, in dem er sich mit den nordirischen Troubles beschäftigt. Trotz weiterer Irlandsaufenthalte und Textankündigungen blieb das Irlandsdossier Bölls ansonsten geschlossen. Als Grund gab Böll die große Zuneigung zum Land an: „Was mich am meisten hindert, über Irland irgend etwas „korrigierend“ oder „ergänzend“ zu schreiben: ich mag es zu sehr, und es ist nicht gut für einen Autor, über einen Gegenstand zu schreiben, den er zu sehr mag“, heißt es in dem ergänzenden Essay. „Ergänzend“ und „korrigierend“ wollte der Autor nicht einwirken auf seinen Text, auch wenn das „Irische Tagebuch“ dadurch dem Vorwurf ausgesetzt blieb, bloßhistorisches Dokument zu sein. Auch hier begegnete Böll wieder dem von der damaligen Kritik erhobenen Vorwurf, ein zu unrealistisches Bild Irlands verfasst zu haben. Im Klappentext schrieb er dazu klipp und klar: eine „realistische Nachbildung“ des Landes sei nie sein Ziel gewesen.

Zudem stellte er dem Buch folgendes Diktum voran, das seither zahlreich zitiert wurde: „Es gibt dieses Irland: wer aber hinfährt und es nicht findet, hat keine Ersatzansprüche an den Autor“. Das war so verschmitzt wie die Iren selbst, nahm Böll den eben behaupteten Wahrheitsanspruch im gleichen Atemzug wieder zurück. Der Widerspruch betonte die Gegensätze und drängte zugleich nach Auflösung. Nur, wer den Blick Bölls, einen besonders genauen, aber doch liebevoll idealisierenden, poetischen Blick auf Land und Leute teilt, würde das Irland des „Irischen Tagebuchs“ vor Ort erleben. Wer sich die Zeit nimmt, die in Irland in Hülle und Fülle existiert, wenn das Improvisierte, Unperfekte nicht schreckt, sondern sich im Gegenteil darauf einlässt und manchmal sogar darauf verlässt, der wird dieses Böll'sche Irland erleben. Hier legte Böll ein Verständnis von Authentizität zugrunde, das über ein bloßnaturalistisches Abbilden hinausgeht. Es ist dieser Blick auf das Land, der trotz zahlreicher Veränderungen einen gleichbleibenden Wesenszug auszumachen vermag. Zum ersten Mal erscheint das „Irische Tagebuch“ reichhaltig bebil-

Während
sich anderswo ...
Horrorszenerarien einer
völlig aus den
Fugen geratenen
Gesellschaft
anschließen, **bleibt
Irland gelassen.**
Das ist wohl die
erstaunlichste
Konstante, die Irland
zu bieten hat ...



dert. Sechzehn Seiten mit dreißig Fotos veranschaulichen das Böhl'sche Irland. René Böhl, Herausgeber und Sohn des Schriftstellers, hat dazu das private Archiv der Familie geplündert und historische Aufnahmen von Achill, von der Familie und den Häusern der Familie in Keel und Dugort gefunden. Ihnen ist die Ruhe und Erholung, das Genießen einer „Zweiten Heimat“ anzusehen. Und vielleicht sogar der Grund, warum René Böhl auch heute noch mindestens zwei Mal im Jahr von Köln nach Achill fährt. Im übrigen reist er möglichst im Frühjahr, Herbst oder Winter nach Irland. Dann könne er die Haupturlaubsaison vermeiden und einiges von dem erleben, was ihm die Irlandreisen seiner Kindheit vermittelt haben. Auch der Bauboom auf Achill, den René Böhl entrüstet anspricht, habe daran nichts ändern können.

Das Nachwort der Neuausgabe strapaziert die Leser unnötig

Wer René Böhl über Irland erzählen hört, der hätte sich ein Nachwort mit seinen Irlandgeschichten gewünscht. Stattdessen kommt auf fast fünfzig Seiten der Böhl-Forscher Jochen Schubert zu Wort. Und es sind wahrlich komplizierte Wörter, die er findet, beispielsweise um Böhl's Mischung aus Phantasie und Wirklichkeit zu charakterisieren: „Hinter einem seine Wahrnehmungen in Form tagebuchartiger Notate festhaltenden und mittelenden Beobachter erscheint damit die Figur eines seine Realitätswahrnehmung imaginär ausbildenden und im Imaginären verdichtenden Erzählers. Unter seinem Blick wird aus dem Prospekt der Eindrücke ein Tableau von Zeichen, in denen eine in den Wahrnehmungen verdeckte Schicht des Wirklichen erkennbar wird.“

Durch solch literaturwissenschaftlich formulierte Passagen reduziert das Nachwort seine Leserschaft leider erheblich. Der von Schubert vorgenommene ausführliche Textvergleich eines Briefes von Böhl mit der entsprechenden Passage im „Irischen Tagebuch“ hingegen liest sich sehr anschaulich. Hier erfahren wir, wie der Schriftsteller eine reale Urlaubserfahrung poetisch verarbeitete und idealisierte. Dass Böhl sich für die Menschen und ihre zwischenmenschlichen Begabungen interessierte, kleidet der Autor jedoch abermals in reichlich umständliche Worte, „eine im unverwandelt Wirklichen verdeckte Physiognomie humaner Lebenswelten“ käme zum Vorschein. Die eigentlich simple Lebensweisheit, die darin steckt, droht auf diese Weise fast verloren zu gehen, und man ist Autoren wie Böhl umso dankbarer, dass sie komplexe Sachverhalte nicht akademisch, sondern poetisch zu fassen suchten.

Informativ ist das Nachwort dort, wo es sämtliche Irlandreisen der Böhl's auflistet, einen Überblick über die Publikationsgeschichte des „Irischen Tagebuchs“ sowie lokalgeschichtliche und geographische Fakten zum ötchen Keel liefert. Vorausgesetzt, man lässt sich von der trockenen Schreibweise nicht abschrecken. Vermutlich ist jeder, der nach einem Böhltext zum lockeren Schreiben antritt, zum Scheitern verurteilt, und so mag es verzeihlich sein, wenn sich Schubert in einen nüchternen Stil rettet. Leider ist der bei deutschen Sachbüchern allzu üblich, und gerade einem Kommentar zum „Irischen Tagebuch“ hätte man ein wenig mehr Lesbarkeit gewünscht. Auch die Bebilderung des Nachworts taugt nicht wirklich zur Unterhaltung: ein schlecht aufgenommenes Foto der Fähre von der Hand des Autors, der eben kein Fotograf war; ein Zeitungsausschnitt, den Böhl als Quelle nutzte; kaum lesbare Arbeitsnotizen und Auflistungen des Schriftstellers; die Buchtitel der Erstausgaben; eine Karte von Achill Island sowie des Verlassenen Dorfes; das Anschreibebuch der Böhl's im Krämerladen von P. Sweeny & Son auf Achill Island. Das sind Motive, die den forschenden Literaturwissenschaftler erfreuen mögen. Unterhaltung des allgemeinen Publikums ist damit zumindest vermieden worden. Allein ein Brief Böhl's von seiner ersten Irlandreise an die Familie daheim ist als Beispiel eines Autographen recht aufschlussreich, erscheint die Handschrift sehr heutig, gerade und gut lesbar, wenn auch schnell geschrieben. Eine einzige Korrektur auf der Seite verrät den geübten Schreiber. Das Nachwort nimmt jedoch nur inhaltlich auf die Briefe Böhl's Bezug.

Das Irische Tagebuch – ein Deutschunterrichtsklassiker?

Zunächst doch sehr konstruiert erscheint der zu guter Letzt von Schubert hergestellte Zusammenhang mit James Joyce's „Ulysses“: Böll hatte 1954 auf der Fahrt nach Irland den „Ulysses“ zu lesen begonnen. Hier, so glaubt der Autor, hat Böll eine Anregung erhalten, wie er die heterogenen Texte der irischen Impressionen zu einer Einheit verbinden konnte. Böll habe sich für das „Irische Tagebuch“ vom „Ulysses“ den Umstand abgeguckt, dass dieser mosaikartige, ungleichförmige Text dadurch strukturiert wurde, dass Joyce ihn an einem einzigen Tag spielen lässt. Der Beleg, den Schubert dafür anführt, ist im „Irischen Tagebuch“ jedoch recht marginal. Es handelt sich dabei um den Milchtopf, den Böll am Hafen von Dun Laoghaire am Anfang des „Irischen Tagebuchs“ beobachtet, wie er zum Frühstück hereingenommen (Kap. 2) und zum Schluß über Nacht herausgestellt wird (Kap. 18). Mit dieser kleinen Geste beginnt und endet ein Tag. Womöglich ist die Beiläufigkeit des ordnenden Eingriffs sogar Absicht. Tatsächlich gelang es Böll wie Joyce abermals, ob auf diese oder viele andere Arten, das Zeit- und Wirklichkeitsgefühl des Lesers zu ordnen wie zu erschüttern. Bölls teils drastischem, teils poetisch verklärtem Blick auf Irland tut das gut. Nähe und Distanz zur Wirklichkeit können bei Böll nebeneinander Bestand haben. Auch aus diesem Grund machte es keinen Sinn für Böll, das Tagebuch zu „ergänzen“ oder zu „korrigieren.“ Durch das Stehenlassen der Gegensätze, das Aufzeigen und Aushalten der Widersprüche in der irischen Gesellschaft, das für ganz selbstverständlich Nehmen eines Nebeneinanders ganz unterschiedlicher, auch historischer Zeiten und Zeitgefühle sowie durch den Blick auf das allzu Menschliche schafft es Böll, den irischen Nerv zu treffen. Das gilt bis heute und angesichts der Veränderungen im Lande vielleicht sogar umso mehr. Hierin liegt ein Grund für die erstaunliche Aktualität des „Irischen Tagebuchs“: Auch die Begeisterung Bölls für Irland, die mit ihm Millionen von (deutschen) Lesern teilen, scheint hier ihren Ursprung zu haben.

Wie kommt Böll zu diesem besonderen Blick auf Irland? Die Grüne Insel am Rande Europas bot dem vom Wirtschaftswunderland Deutschland physisch und finanziell erschöpften Böll eine Zuflucht, wie er in einem seiner Briefe schrieb. Und es gehört wohl zu diesen wunderbaren irischen Widersprüchen, dass solch eine Zuflucht selbst im wirtschaftlich boomenden Hochpreis-Irland noch glückt. Dies hängt sicherlich mit dem Charakter des deutschen Blicks auf Irland zusammen. Irland war nur mittelbar in den Zweiten Weltkrieg involviert und es verbindet die beiden Länder auch keine ältere kriegerische Auseinandersetzung. Irland hält den Deutschen daher einen Spiegel vor, der weniger schmerzhaft ist als anderswo in Europa und auf der Welt. Es bot den Deutschen die vielleicht einzigartige Chance, zunächst als Menschen und nicht als Täter gesehen zu werden. Die Iren konnten die Deutschen gar als Opfer anerkennen und standen ihnen in den Notzeiten des Nachkriegshungers zur Seite. Während anderswo Scham und Schuld den Mantel des Schweigens über die Nazizeit breiten, ist es in Irland im Gegenteil sogar so, dass Böll mehrfach das Gespräch über Hitler suchte. Schließlich saß hier nicht auf der Anklagebank, sondern wollte seine Gesprächspartner davon überzeugen, dass Hitler ein grausamer Massenmörder und kein Held gewesen ist. Zudem bildete das agrarisch geprägte, rückständige Irland den denkbar größten Kontrast zum Wirtschaftswunder-Deutschland. Letzteres war Böll zeitlebens suspekt. Gegen den bloßen Materialismus, den die Deutschen gegen die Kriegstraumata setzten, schrieb er an. Gegen den funktionierenden Wirtschaftsboomer setzt er den improvisierenden irischen Bauern, gegen den Materialismus der Heimat den Jenseitsglauben der Iren. Er steht in einer Tradition der Deutschen, die in der Ferne eine Heimat suchen, und hat diese in Irland vielleicht sogar gefunden. Kein Wunder, dass Böll die Figur des heimatlos umherirrenden Odysseus, des Juden Leopold Bloom, so faszinierte. Den Roman, den Böll, vermutlich von Joyce inspiriert, in Dublin schreiben wollte, wie er in einem Brief verriet, blieb er uns jedoch leider schuldig ...

Mehr Gegensätze und Widersprüche, mehr Sehnsucht und Verlustgefühl als das „Irische Tagebuch“ sie dokumentiert, waren vielleicht nicht auszuhalten. Vielleicht taugt es damit und als Spiegel der Nachkriegsdeutschen eines schönen Tages doch zum Schul-Klassiker. **Das Zeug dazu hätte es.**



Irisches Tagebuch
Herausgegeben von René Böll
Mit Materialien, Fotos und einem
Nachwort von Jochen Schubert

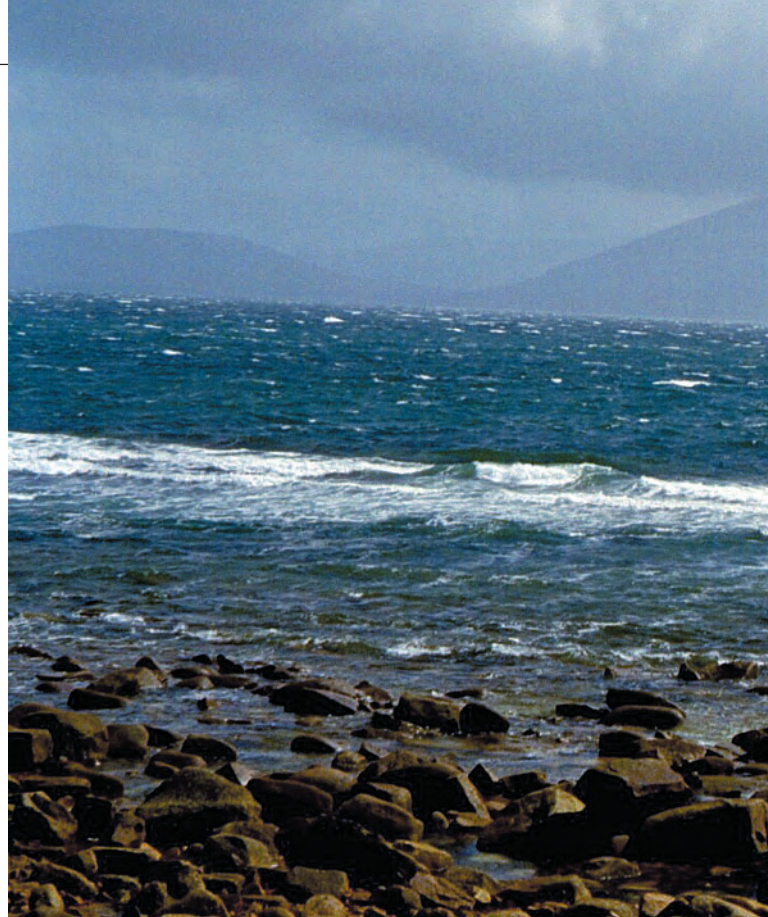
ISBN 3-462-03797-5
Kippenheure & Witsch
208 Seiten, gebunden
Euro 15
sFr 26,90
März 2007

Auf der Suche nach der Menschenleere

Ein Versuch, Heinrich Böls Utopie an der Wirklichkeit von Achill Island zu messen

„Das Problem Irlands ist nicht die Armut, sondern die Einsamkeit“, hat Böls Schriftstellerkollege Alfred Andersch in einem (allerdings von Klischees und Fehlinformationen strotzenden) Einführungstext einmal formuliert, um dann noch hinzuzufügen: „Wer sich vor dem Schweigen und vor dem Alleinsein fürchtet, soll nicht nach Irland gehen.“ Es hätte nicht viel gefehlt, und für Böhl wäre aus der irischen Einsamkeit eine Zwei-, wenn nicht gar eine Dreisamkeit geworden, eine kleine, feine deutsche Literaturkolonie. Ende der fünfziger Jahre trugen sich nämlich auch Andersch und sogar der Ur-Norddeutsche Arno Schmidt mit dem Gedanken, nach Irland zu ziehen. Für Andersch zumindest hatte Böhl Leitbildfunktion. Über dessen Irisches Tagebuch schrieb Andersch später: „Dieses kleine Meisterwerk einer durch und durch humanen Schreibweise versetzte seine Leser in ein Land der Armut, der Anarchie, des Katholizismus und des Humors, mit anderen Worten in eine Bölsche Utopie, die sich von gewöhnlichen Wunschträumen aber dadurch unterschied, daß sie Wirklichkeit war.“

Für den bitterarmen Schmidt wäre das Risiko, Utopie und Wirklichkeit doch nicht in Einklang zu bringen, spürbar größer gewesen als für die beiden Kollegen: während Böhl es sich leisten konnte, jeweils nur die Sommermonate auf Achill zu verbringen und seine Kdner Wohnung beizubehalten, wäre der Schritt nach Irland für Schmidt eine richtiggehende Auswanderung geworden. Böhl vermittelte ihm sogar schon eine mögliche Unterkunft, ein Haus für fünf Pfund im Monat zuzüglich „Heizung (Torf) und Strom“, „ein großer, mittlerer Raum (Wohnküche), zwei kleinere Räume (Bibliothek und Schlafräum), auch in der Bibl. ein Bett; nett eingerichtet das Ganze. Falls Sie anbeißen: Mrs Thea Boyd, Keel, Achill-Island, Ireland.“ Angebissen hätte Schmidt schon, doch am Ende zerschlugen sich seine Irlandpläne, vor allem, weil er sich nicht überwinden konnte, Böls Rat zu folgen und in Sachen Aufenthaltserlaubnis zu „improvisieren“ – Schmidt war schlicht zu gründlich, zu „deutsch“. Statt einfach als Tourist einzureisen,



schrieb er vorab an die irische Botschaft in Bonn und fiel gewissermaßen mit der Tür ins Haus, wollte so dringliche Dinge wie die Mitnahme seiner Katze sogleich geregelt wissen. Der Botschaftssekretär antwortete mit dem Wunsch, Schmidt möge irgendwie nachweisen, daß sein „Aufenthalt in Irland finanziell gesichert“ sei und er also nicht der irischen Wohlfahrt zur Last falle. Schmidts Reaktion in seinem (nicht-irischen) Tagebuch bestand aus dem Kürzel für Alkoholgenuß und dem Stoßseufzer: „Kreuzweis! Schluß mit dem Projekt! (...) Irland vergessen.“

Ziemlich von der Welt vergessen war Irland damals noch, und das galt Schmidt gerade als Vorteil: hier wählte er sich vor „Prozeßvorladung oder Einberufungsbefehl“ gefeit. Und noch besser: das Land sei „praktisch menschenleer (die Bevölkerung nimmt jährlich um 40 000 ab!)“. Das hieß ja, daß Irland für Einsamkeitsgelüste sogar immer noch besser wurde. Auch Böhl hatte dergleichen bemerkt. In den Reisenotizen „Am Rande Europas“, die ursprünglich für das Irische Tagebuch gedacht waren, dann aber doch nicht in das Buch aufgenommen wurden, stellte er nämlich schon 1955 fest, die Landschaft



sei „seit hundert Jahren wilder geworden, als sie Jahrhunderte vorher war.“ Um so verwunderlicher ist, daß Böll sich Ende der sechziger Jahre von der Entwicklung einigermaßen enttäuscht zeigte. Womöglich war er doch in eine selbstgestellte Falle getappt mit der Übertragung seiner Utopie auf die Wirklichkeit. Jedenfalls sprach er sich in dem Zeitungsartikel „Abschied von Irland“ (der Titel stammt allerdings nicht von Böll) seinen Verdruß darüber von der Seele, daß Irland „eineinhalb Jahrhunderte übersprungen und fünf weitere eingeholt“ habe, daß „die Sicherheitsnadeln und die Gerü-

che“ verschwunden seien und die Pille Irland erreicht habe.

Das eigentlich Verwunderliche ist, daß Böll jene einseitigen Eindrücke, die er im Irischen Tagebuch so suggestiv und folgenreich an die Leser bringt, ausgerechnet auf Achill Island gewonnen hat, denn die Geschichte und die Realität gerade dieser Insel widerspricht Bölls Eindrücken gleich doppelt. Erstens: Achill war schon im 19. Jahrhundert keineswegs so weltabgeschieden, wie Böll es noch für die Mitte des 20. suggeriert, sondern stand durch frühen Tourismus und durch Arbeitsmigration in regem Austausch mit dem Festland. Und

zweitens: Achills Reiz ist heute keineswegs dahin, sondern die Insel ist heute sogar menschenleerer und, was das Landschaftsbild angeht, „naturbelassener“ als vor hundert Jahren. Bölls anfänglicher Eindruck, die Landschaft sei „wilder geworden“, stimmt heute mehr denn je und kann selbst durch Sommersonne und Touristenscharen nicht wirklich übertüncht werden.

Von nachhaltigem Einfluß auf die Außenkontakte der nie wirklich autarken Insel war eine protestantische Missionsiedlung, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf dem katholisch bevölkerten Achill aufgebaut wurde und aus der sich jener Ort Dugort entwickelte, in dem sich Böll 1958 für rund 10.000 Mark sein Cottage kaufen sollte. Der Mission gehörten zeitweilig drei Fünftel des Grundbesitzes auf Achill Island; mit Schulen, Traktaten und Arbeitsplätzen versuchten Reverend Edmund Nangle und seine Mitarbeiter, die Bevölkerung dem katholischen Glauben abspenstig zu machen. Ihren traurigen Höhepunkt erreichte die Kampagne während der großen Hungersnot, als die Mission ihre Nahrungsmittelbeihilfen nur unter Konvertiten verteilte. Mit solchen skandalösen Unmenschlichkeiten verscherzte sich die Mission viele Sympathien, die sie sich durch einige weltliche Verbesserungen vielleicht verdient hätte. Zu Ende des 19. Jahrhunderts war die Mission von der Insel verschwunden, und auch die Risse, die durch ihr sektiererisches Wirken zwischen Nachbarn und Familienmitgliedern entstanden waren, verheilten wieder – die Konvertiten nahmen einfach den früheren Glauben wieder an.

Das einzige dauerhafte Erbe der protestantischen Mission ist der Fremdenverkehr: 1840 eröffnete Reverend Nangle das erste Hotel auf Achill Island, dem bald weitere folgten. Vor allem, nachdem 1887 die Brücke zum Festland fertiggestellt wurde, kamen Scharen von Fremden zum Urlaub auf die Insel – und ebenfalls scharenweise zogen die männlichen Insulaner in die Fremde, um Arbeit zu suchen: zunächst als Erntearbeiter nach Schottland, später als Bauarbeiter nach England. Dieser Massenwanderung von Arbeitskräften, die nur für wenige Wochen im Jahr nach Achill zurückkamen, hat Heinrich Böll in der Geschichte „Die schönsten Fülle der Welt“ des Irischen Tagebuchs ein eher anekdotisches Denkmal gesetzt, das über den ernsten Hintergrund nicht hinwegtäuschen sollte.

Immerhin: die wechselseitigen Kontakte zwischen Achill Island und der Außenwelt – auch dem Ausland – waren spätestens zu Ende des 19. Jahrhunderts eng geknüpft. Daß nicht alle damit zu recht kamen, sollte nicht verwundern. In diesen Zusammenhang paßt eine Geschichte, die man sich noch heute auf Achill erzählt – allerdings nicht gern im Beisein von Fremden, denn das hier ist nicht der melancholisch-heitere Stoff, aus dem die touristisch brauchbaren Irland-Mythen gemacht sind. Im Mittelpunkt der Geschichte stehen eine Britin namens Mrs. MacDonnell, die ein herrschaftliches Haus (und späteres Hotel) auf Achill bewohnte, und ihr Stallknecht Lynchehaun, der angeblich unglücklich in die verheiratete Dame verliebt war. Als er ihr schließlich seine Lei-

denschaft erklärte und abgewiesen wurde, setzte er den Stall in Brand, wartete, daß Mrs. MacDonnell im Schlafgewand aus dem Haus kam, und überfiel sie auf brutalste Weise. Er biß ihr die Nase ab, schlug ihr den Schädel ein und zerfleischte ihr mit Stiefeltritten die Vagina. Das Opfer überlebte schwerverletzt; Lynchehaun entkam schließlich nach Amerika, wo er sich unpassenderweise als Freiheitsheld à la Wolfe Tone feiern ließ und den Vizepräsidenten zu Besuch empfing. Diese verbürgte Geschichte trug sich kurz vor der Jahrhundertwende zu und kam schließlich dem Dramatiker John Millington Synge zu Ohren, der sich dadurch zur (wesentlich stubenreineren, aber doch damals skandalträchtigen) Fabel seines bekanntesten Stückes *The Playboy of the Western World* anregen ließ

An solche Gewaltausbrüche (die ins Bölsche Bild vom friedfertigen Irland nicht so recht passen wollen) erinnert heute auf Achill gar nichts mehr – die Insel wirkt ausgesprochen schläfrig, was gewiß auch eine Folge der Entwicklung über Jahrzehnte hinweg ist. Nicht nur mit der beschriebenen saisonalen Arbeitsmigration, sondern auch mit Auswanderung reagierte die Bevölkerung auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten von Achill. Der Boden auf der Insel ist nicht sonderlich fruchtbar, und durch die Felderteilung über Generationen hinweg war irgendwann ein Zustand erreicht, der es praktisch unmöglich machte, auf der Insel von der Landwirtschaft allein zu leben. Der Maler Paul Henry hat die Zustände in den Jahren 1912-20 be-

schrieben: „Noch nie sah ich Menschen, die so schwer für so geringen Ertrag arbeiteten. Ohne Ende mußten sie sich mit dem Spaten plagen; Pflüge waren auf diesen steinigen Äckern fast immer nutzlos. (...) Es gab Felder, nicht größer als ein breites Tischtuch, und ein Mann besaß vielleicht ein, zwei Felder vor seiner Haustür und dann noch eine Meile weg ein Stück Land von der Größe eines kleinen Vorstadtvorgartens.“

Angesichts solcher Zustände ist es kein Wunder, daß nicht nur die Bevölkerungszahl der 150 Quadratkilometer großen Insel seit Beginn des 20. Jahrhunderts stetig gesunken ist (heute liegt sie bei weniger als 4000 Einwohnern), sondern auch die landwirtschaftliche Nutzung der Insel geringer ist denn je – der Besucher findet heute mehr Freiraum für seine Einsamkeit als zu Böls Zeiten, jedenfalls dann, wenn er die kurze Sommersaison mietet. Dienten um 1900 noch über zehn Prozent der Inselfläche dem Ackerbau, so sind es heute allenfalls noch zwei Prozent. Achill Island war einmal so etwas wie die Kornkammer des westlichen Irland, doch davon ist nichts mehr zu spüren: zwischen 1950 und 1970 ging der Getreideanbau um sage und schreibe 98 Prozent zurück. Der Kartoffelanbau sank allein in den Jahren 1965-70 um fünfzig Prozent, und auch die Milchwirtschaft ist stark rückläufig – die Bevölkerung trinkt mittlerweile Milch, die umständlich aus Nordirland angeliefert wird. Stark gestiegen ist nur die Zahl der Schafe auf der Insel, und der Irlandkenner weiß was das bedeutet: das Land liegt brach.

Für den ruhesuchenden Touristen heißt das, daß ihm die verträumten Moor- und Brachflächen, die sich vor allem am Süzipfel der bumerangförmigen Insel finden, mehr Platz bieten denn je. Bei schönem Wetter (Achill Island hat „nur“ 220 Regentage im Jahr, wenn man der Statistik glauben darf) kann man beiderseits des Atlantic Drive beschilderten Küstensträhens stundenlang genießerisch herumschlendern, entweder die sanften Ausläufer des Knockmore hinauf oder zu den Klippen und den davon eingefassten Stränden hinunter. Gen Süden geht der Blick übers Meer nach Clare Island, im 16. Jahrhundert Rückzugsort der ‚Piratenkönigin‘ Grace O’Malley, die der englischen Elisabeth trotzte; im Nordwesten erheben sich die drei gewaltigen Berggipfel des Minaun, des Slievemore, der über dem durch Böll berühmten verlassenen Dorf ansteigt, und des Croghaun im äußersten Westen, der aus über 600 Metern direkt in den Atlantik abfällt und damit (mit ein paar Fußabstand vor dem Slieve League in Donegal) das höchste Steilkiff Europas ist.

Die großartigste Wandertour auf den Croghaun beginnt am Traumstrand der Keem Bay, in der bis vor wenigen Jahren alljährlich Haie gefangen wurden. Nicht im Irischen Tagebuch, sondern in einem Brief von seinem ersten Achill-Aufenthalt 1955 schrieb Heinrich Böll über die Keem Bay: „diese Bucht ist paradiesisch schön: ringsum steile Felsen, in der Mitte ein kleiner Sandstrand und der Weg geht oben hoch am Felsen vorbei (...) und wir konnten weit hinaus auf die See sehen: da kommt bis Amerika nichts mehr.“ Nicht ganz so paradiesisch allerdings sind die Zeiten, auf die zwei Bauwerke auf der weiten Grasfläche über der Bucht verweisen, die Böll leider nicht erwähnt. Als erstes stößt der Wanderer auf einen Penal Altar: einen jener heimlichen Gebetsplätze unter freiem Himmel, an denen die Katholiken im 18. Jahrhundert ihre verbotenen Gottesdienste abhielten. Wenige Schritte höher am Berg steht die Ruine eines Gebäudes, das zum Herrschafts-



„Wir verbrachten fünf Stunden
in diesem Dorf, und die Zeit verging schnell,
weil nichts geschah“

... natürlich lassen sich auf
Achill Island auch deutlichere Spuren
von Heinrich Böll aufnehmen – man ist
jedoch versucht, davon abzuraten,
und nicht nur, weil schon ganze
Generationen vornehmlich
deutscher Touristen die Inselbewohner
damit genervt haben ...

gut des berüchtigten Captain Boycott gehört haben soll, der zu Ende des 19. Jahrhunderts auf Achill Island wirtschaftete. Boycott ist der unfreiwillige Namensgeber jener Form zivilen Ungehorsams, die seine Pächter erfanden, um sich gegen ihre Verknechtung zur Wehr zu setzen – jene Kampagne fand allerdings nicht auf Achill statt, sondern am Lough Mask auf dem Festland, wo Boycott nach seiner Zeit auf Achill ein Gut führte.

Captain Boycott wird im Irischen Tagebuch nur kurz erwähnt, doch natürlich lassen sich auf Achill Island auch deutlichere Spuren von Heinrich Böll aufnehmen – man ist jedoch versucht, davon abzuraten, und nicht nur, weil schon ganze Generationen vornehmlich deutscher Touristen die Inselbewohner damit genervt haben. Nehmen wir nur das „Skelett einer menschlichen Siedlung“, niemand, der das Irische Tagebuch gelesen hat, wird Bölls Beschreibung vergessen. „Wir verbrachten fünf Stunden in diesem Dorf, und die Zeit verging schnell, weil nichts geschah“ – da haben wir es wieder einmal, Bölls Thema: Zeit und Geduld. Das Deserted Village aber, man muß leider sagen, ist für den heutigen, den Böllvorbelasteten Besucher einer Enttäuschung. Es ist kaum vorstellbar, in den Ruinen heute noch „fünf Stunden“ zu verbringen, nicht nur, weil von dem Dorf inzwischen infolge fortschreitenden Verfalls weit weniger übrig ist als zu Bölls Zeiten, sondern auch, weil man als heutiger Besucher einfach keine Chance mehr hat, das Dorf noch unverhofft einfach zu entdecken, wie Böll das tat. Es ist durch unübersehbare Wegweiser zur obligatorischen Touristenattraktion hochstilisiert worden, und das geplante Besucherzentrum wird unweigerlich ein übriges tun, um dem Deserted Village allen Rest an Atmosphäre zu rauben. So führt sich Bölls Idyll endgültig ad absurdum, so verflüchtigt sich die Böllsche Utopie aus der Wirklichkeit. Dem Nachreisenden kann man deshalb nur den vagen Tip geben, im irischen Westen überall da zu suchen, wo noch keine Wegweiser stehen: es gibt noch viele verlassene Ruinendörfer, um die sich niemand schert, und einige



davon sind in besserem Zustand als das von Böll entdeckte. Und an diesen unbekanntesten Orten ist sie immer noch zu haben: die Einsamkeit.

Die übrigens schon zu Bölls Zeiten nicht jeder schätzte, offenbar auch nicht jeder der Besucher Heinrich Bölls. Von Bölls Kollegen Ernst Kreuder gibt es einen Text mit dem Titel „Schwarze Kühe, schwarzer Torf und schwarzes Bier“, der aus den frühen sechziger Jahren stammt und auf Achill lokalisiert ist. Die Szenen, die Kreuder beschreibt, ähneln im Prinzip jenen des Irischen Tagebuchs, nur sind sie vollkommen frei von der Böllschen Romantisierung. Nehmen wir Kreuders Beschreibung eines Besuchs im Pub:

„An der Theke stand ein alter Mann, die Kleider feucht und krumpelig. Torffeuere glühte schwach im Kamin und qualmte. Der Alte sah reglos zu, wie die struwelhaarige Wirtin seinen Whiskey einschenkte und das Glas Wasser dazustellen. Er bezahlte, hob mit zittriger Hand das Whiskeyglas und schüttete den Drink auf einen Zug runter. Langsam setzte er sich auf die alte Bank am Feuer, verschränkte die knotigen Hände und wartete stumm auf den Stoß der milden Verklärung. Die staubige Glühbirne über der Theke warf den Schatten seines verquollenen Mützenschildes über sein hageres, runzeliges Gesicht.“

Das klingt selbst für schwärmerische Freunde einsamer Trinkere Existenzen sicherlich nicht so verlockend wie die entsprechenden Szenen im Irischen Tagebuch. Ich weiß nicht, ob Böll vielleicht Kreuder über-

redet hat, ihn auf Achill zu besuchen, oder ob er ihm sogar ein Weilchen sein Haus zur Verfügung stellte – wenn es so war, so hat Kreuder an den von ihm beschriebenen „menschenleeren, von der Geschichte vergessenen Weiten“ nur sehr bedingt Freude gefunden: „Mit dem Wohnen am Atlantik ist es nicht so unbedenklich, wie Mauern, Schiebefenster und Türen ohne Schwellen versprechen. Alles ist gleichmäßig feucht. Der Schlafanzug ist abends naß 2 Liter Wasser, sagte mir ein Ingenieur, enthält ungefähr jedes Bett.“

Hier schwimmt alles. Nur gut, daß wenigstens Arno Schmidt nicht nach Achill auswanderte – er wäre früher oder später ertrunken, nicht in Worten, sondern in Flüssigkeiten der einen oder anderen Art.

Friedhelm Rathjen

Entnommen aus Friedhelm Rathjens Buch „Irish Stew – Irland und Leute“, Edition ReJoyce 2006, 212 Seiten mit 252 Farbfotos, einer Karte und einer Postkarte von John Lennon, ISBN 3-00-019304-9, Euro 34,-; zu kaufen im guten Buchhandel oder direkt beim Autor (Email: rejoyce@gmx.de; Internet: <http://tinyurl.com/m7s6t>).

Im September des Jahres 2004 erreichte uns die Nachricht, der Abenteurer Arved Fuchs habe mit seinem Holz-Segelkutter Dagmar Aaen die Nordwest-Passage erfolgreich durchfahren, kurz bevor er mit seinem Schiff vom Packeis eingeschlossen wurde. So ganz brauchbar für den seemännischen Alltag scheint diese Passage immer noch nicht zu sein, es sei denn, die Klimaerwärmung machte in Zukunft das Meer dort monatlang eisfrei und normale Schifffahrt möglich... Und vielleicht wird demnächst der Begriff Polroute aus der Luftfahrt auch für Containerschiffe interessant.

Wir warteten allerdings nicht auf die Klimaerwärmung und bewältigten ein Jahr vor Arved Fuchs unsere Nord-West-Passage. Wir fuhren langsam und bedächtig. Hatten einen Renault-Transporter gemietet, dessen Ladefläche uns als Lebensraum diente. Hatten die Sicherheit des Kontinents verlassen, über Frankreich einen Fährhafen am Ämelkanal erreicht und uns mit dem Schiff auf eine unserer vorgelagerte Insel begeben, die in ihrem Namen die Silbe ‚groß führte, bisher aber nicht zur Eurozone gezählt werden konnte. Dieses ehemalige Großreich durchquerten wir an seiner breitesten Stelle, um mit einem kleineren Boot zu unserem Eiland überzusetzen, das sich das ‚grüne‘ nannte und selbst (zum Beispiel durch die Skelligs, die Aran Islands oder Rathlin im Norden) etliche ausgelagerte Inselchen als sein Territorium beanspruchte. Uns drängte es in den Norden, in den allerhöchsten Norden dieses herben, keltischen Landes, wo endlich nach langen Jahren eines ‚Bürgerkrieges‘ (und hoffentlich für immer) keine Bomben mehr explodierten und keine Schüsse mehr aus dem Hinterhalt fielen, wo unsere Nord-West-Passage begann.

Wir waren für die Expedition bestens ausgerüstet. Als Transportmittel diente uns das vorgenannte starke Motorfahrzeug in Busform. Vollgetankt und mit einem metallenen Zehn-Liter-Reservekanister versehen. Die Reifen wiesen grobe Rillen und Stollen auf, das Reserverad war mit einigen Zehntel mehr aufaufgepumpt als vorgeschrieben. Das Klappmesser (für alle Fälle) lag im Handschuhfach, der Klappspaten steckte in einer Plastiktüte, die Werkzeugkiste, nicht die klein-

Ulrich Straeter

Die Nordwest- Passage

Entnommen aus dem noch nicht veröffentlichten Manuskript:

Es gibt dieses Irland – Berichte von einer Randlage

ste, stürte wo immer wir sie auch zu verstauen suchten. Lebensmittel hatten wir im letzten Laden vor der Passage reichlich gebunkert, dabei auch einige Flaschen sündhaft teuren französischen Rotweins. Für zwischen- durch und überhaupt dienten einige sixpacks Guinness Stout als Lebensaufheller und Medizin. Ein Fünf-Liter-Plastikbehälter, der ursprünglich einmal mit Rotwein gefüllt gewesen war, diente als Trinkwasserreservoir. Unsere Rettungsfahrzeuge, zwei Fahrräder, waren backbord im Innenraum festgezurrt. Ein Klappstisch und zwei Foldstühle konnten drinnen und draußen benutzt werden, zwei dünne, selbstaufblasbare Luftmatratzen baumelten tagsüber aufgerollt vor den hinteren Seitenfenstern.

Leider versäumten wir, uns mit Datum und Uhrzeit beim Personal der Marinestation am Leuchtturm vom Inishowen Head mitsamt der Angabe unserer voraussichtlichen Route und des möglichen Zieles abzumelden. Mit dem Hinweis, uns spätestens nach einem Vierteljahr, falls wir uns nicht mehr melden würden, suchen zu lassen. Nach einem Kontrollgang rund ums Auto und einem wehmütigen Blick in die Landschaft, eines noch be-

kannten Teils der Erde, starteten wir. Wir besaßen eine Karte für die Strecke, die wir durchfahren wollten, auf der nach bestem Wissen und Gewissen der Hersteller wohl alles bisher Erkundete aufgezeichnet war. Doch was bedeutete das schon. Wir kannten weder die Kartenmacher noch die Leute, die uns das Material über eine Institution, die sich Irische Fremdenverkehrszentrale nannte, hatten zukommen lassen. Schließlich hütete auch Christoph Kolumbus, der seinerzeit Irland einmal einen Besuch abstattete (davon in einem anderen Kapitel), eine Karte des Ptolemäus wie seinen Augapfel, die den Erdumfang mit ungefähr 25.000 Kilometer angab. Die Folgen dieses Irrtums sind weidlich bekannt.

Wenn wir uns die Landschaft ansahen, die wir in den nächsten Tagen durchfahren, drängte sich uns der Eindruck auf, sie sei weder bisher wissenschaftlich erforscht noch vollständig kartiert.

Eine schmale Straße führte auf der Halbinsel Inishowen zum nördlichsten Punkt Irlands, über Malin zum Malin Head, wo es keinen Leuchtturm gab, dafür reichlich Wind und Wasser. Bei Portrona, einem Ort, war es ein Ort?, den es auf der Karte nicht gab, niemand würde uns aufspüren können, man vermisste uns denn, fanden wir weit außerhalb einen Standplatz auf einem niedrigen Felsplateau direkt am Meer. Von einem Augenblick auf den anderen verfinsterte sich die Welt, dunkle Wolkenberge in verschiedenen Schwarztönen wälzten sich heran, es begann nicht zu regnen, nein, Regen konnte man es nicht nennen, dieses Herabfallen von Wassermassen, die uns sofort ins Auto trieben. Das Nass stürzte wie aus Löchern in gewaltigen Mengen aus einem dunklen Dach über uns, gut, dass es sofort ins Meer ablaufen konnte. Trotzdem beschaute ich mir die Fahrspur misstrauisch, die uns zurück auf das Festland tragen musste, und war erst beruhigt, als ich überwiegend felsigen Untergrund entdeckte. Dann frönte ich einer meiner Lieblingsbeschäftigungen, dem Schätzen von Windstärken, dessen Ergebnisse Ilse stets anzuzweifeln pflegte. An diesem Abend schätzte ich die Stärke auf sieben bis acht, zwischen steifen und stürmischen Winden (near gale and gale), die ganze Bäume in Bewegung

bringen und Zweige abbrechen konnten, dem Menschen die Bewegung im Freien erschweren. Für die Iren war es demnach bereits ein Sturm, der bei uns erst ab Windstärke neun (strong gale) beginnt. Das Auto schaukelte wie eine Fähre, die sich trotz zig zu den Aran Islands vorwagte oder im Winter in der Bretagne zur weit vorgelagerten Insel Ouessant; lange weiße Surferwellen brachen in die Bucht hinein, die ihnen abgebröckelte Felspitzen entgegen schickte. Hoch spritzte das Wasser auf. Man sah zwar kaum etwas, doch ich genoss das Drama, fühlte mich in der Blechkiste ziemlich sicher, während Ilse fragte:

„Kommt die Flut bis hierher? Sollen wir nicht einen anderen Platz suchen?“

Nein, kommt sie nicht, tun wir nicht.

Ich erklärte ihr unseren doch von ihr sicher akzeptierten jetzigen Zustand, der wesentlich angenehmer sei als der auf einem Fischerböden draußen auf dem Meer. Das sah sie ein und ergab sich, allerdings nicht völlig überzeugt, in ihr Schicksal. Was sie beruhigte war die Gewissheit, dass ich nicht beabsichtigte, es Leuten wie Reinhold Messner oder Arved Fuchs nachzutun. Die Flut würde uns in der Nacht nicht holen, der durchschnittliche Höchststand zeigte sich mit dunklen Linien an den Felsen, ein herbstlicher Orkan würde sich jetzt im Mai nicht entwickeln und eine Springtide war nicht angesagt. Andere Wellen erreichten und beruhigten uns allerdings, Mittelwellen nämlich, die Nachrichten und Wetterberichte von Mizen Head. Statt Sturmwarnungen hörten wir danach Musik von einem Klavierwettbewerb aus Dublin mit internationalen jungen Künstlern und Künstlerinnen. Ein Klavierkonzert von Mozart und dann das große b-moll Nummer Eins von Tschaiakowsky ließen uns die regnerische, stürmische Welt fast vergessen, obwohl die gewaltigen Klangkaskaden durchaus zum Gebrauch am Malin Head passten.

Darauf einen Whiskey und ein Bier!

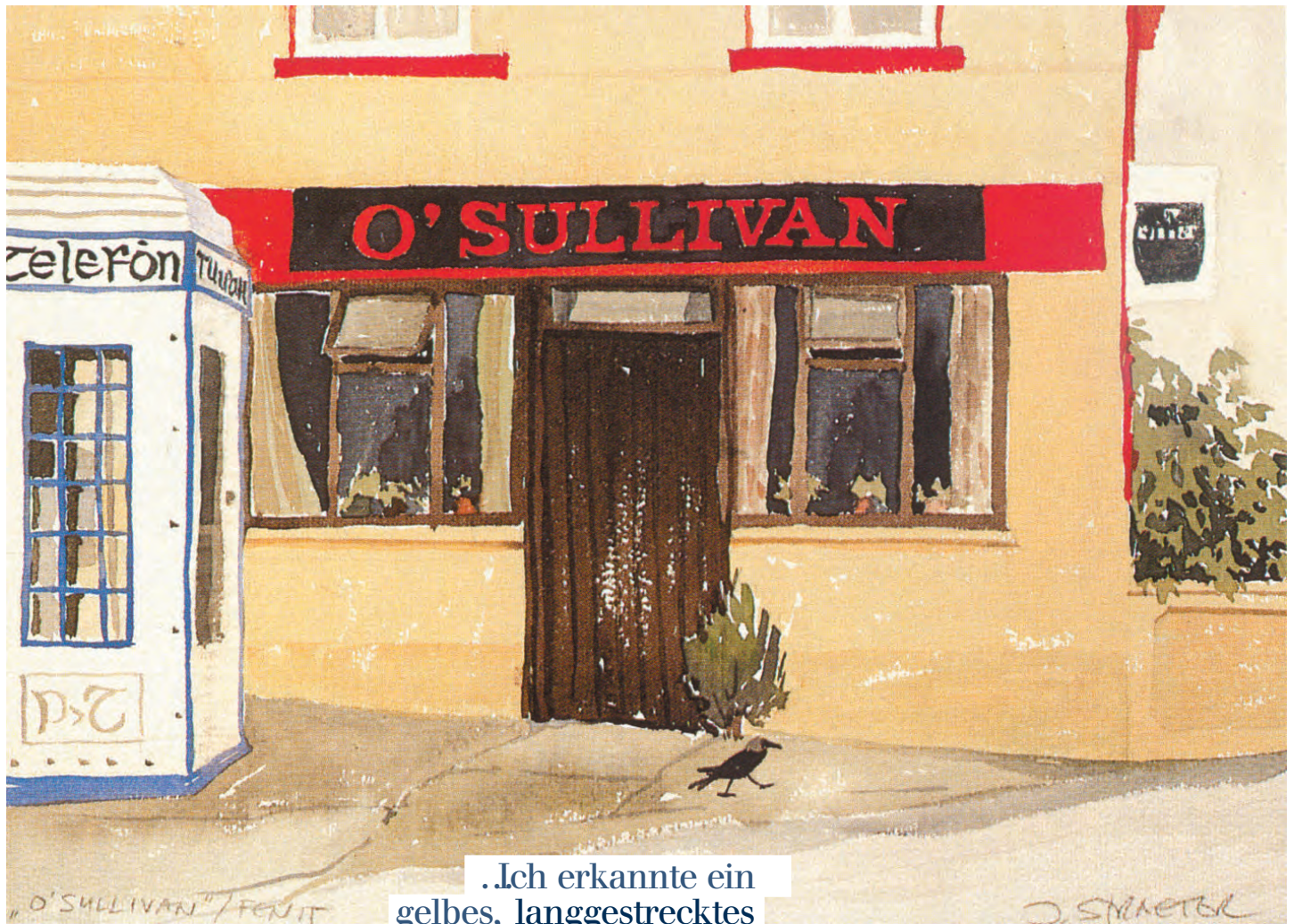
Wir ließen uns nicht hindern, als der Regen ein wenig nachzulassen schien, die Umgebung zu erkunden. So stießen wir auf Emmet und Teresa Farren, die an diesem verlorenen Ende der Welt die Farren's Bar betrieben, Ireland's Most Northerly Pub. Einen dieser Orte, die es zunächst nicht zu geben schien, die aber mit zunehmender Anzahl der pints

zu einer fühlbaren Realität zurückfanden. Zu irischer Realität. So nahmen wir in dieser Nacht ordentlich keltische Geschichte in uns auf, getreu dem Werbespruch der Brauerei „take up some irish history tonight!“. Die bestens gezapften pints gab es mit einem geprägten shamrock im Schaum, und Emmet wollte auf keinen Fall verraten, wie er das machte. Stattdessen erzählte er uns in einem sehr harten, knochigen Dialekt, den wir nur schwer verstanden, von seinem Schwesternpub in Meiften. Eine Kneipe, die von Leuten, nachdem sie Irland und auch the most northerly pub in Weißlichtmehrwald besucht hatten, eröffnet worden war. So erhielt die berühmte Stadt neben Porzellan ein weiteres wichtiges Erzeugnis. Stolz zeigte Teresa Briefe und Fotos aus Meiften und die Getränkekarte. Auf einem Foto war die dortige Theke abgebildet, wo sich eine Unzahl Flaschen spiegelte. Wir staunten. Gab es wirklich so viele Whiskeys in Meiften? Ja, nickten die beiden bekümmert, in Meiften hatten sie mehr Schnaps als am Malin Head. Draußen tobte weiterhin das Unwetter, das für uns im Inneren des pubs wie verschwunden schien, bis mit einem kräftigen Windstoß ein weiterer Gast hinein geweht wurde, der, obwohl offensichtlich nicht betrunken, nur unartikulierte Laute ausstieß. Ein weißhaariger alter Mann mit schlechten Zähnen, nachlässig gekleidet. Emmet unterhielt sich zwanglos mit ihm, der zu lallen schien, was dazu führte, dass wir überhaupt nichts mehr verstanden. Vielleicht waren wir die Behinderten, dachten wir, oder, das könnte man zu unserer Ehrenrettung sagen, die beiden unterhielten sich auf Gälsch. Nachdem uns Emmet und Teresa ihre Visitenkarte mitgegeben und das hochheilige Versprechen abgetrotzt hatten, im nächsten Jahr wieder zu kommen, wurden wir gnädig in den Sturm entlassen.

Dann hockten wir wieder im Bus am tobenenden Head, die Pellkartoffeln garten auf dem kleinen Gaskocher, zwischendurch zeigten sich ein blauviolette Wolkenloch und ein Regenbogen – no rainbow without rain –, worauf das nächste Wetterdrama heranzog und uns in Dunkelheit hüllte. Das Blinkfeuer von Fanad Head gegenüber verschwand. Böen packten den Bus, doch nachdem ich die Handbremse angezogen, den ersten Gang

ingelegt und zusätzlich das Lenkrad völlig eingeschlagen hatte, schiefen wir trotzdem einigermaßen, wurden nur mehrmals in der Nacht von einem Wolkenbruch geweckt, der auf das Dach trommelte, als wollte er Löcher hineinschlagen. Erst am Morgen ließ der Regen nach, und als wir die Türen öffneten, hörten wir eine Lerche singen. Wenn der Wind nicht gewesen wäre, hätten wir draußen frühstücken können.

Die schmale, holprige Piste, auf der sich Reste von Teer festkrallten, schwang sich von Hügel zu Hügel durch ein gewelltes Land. Es gab keine hard shouldered rechts und links, wirklich nicht, abwärts ging es vom schmalen Damm in braunes Moor und tückisch glitzernde bogs, in denen ab und zu ein Külschrank versenkt worden war, der noch zu einem Drittel herauslugte, um gleichsam zu verkünden, wie vergeblich und kurzlebig menschliches Werk sei. Ausweichstellen waren nicht angelegt worden, sie waren auch nicht nötig, denn es begegnete uns niemand. Anfangs hatten uns noch einige mutige oder besser mutwillige irische Angler begleitet. Doch sie gaben vorzeitig auf und einem beuteträchtigen Flüschen den Vorzug. Der gleichbleibend einförmige graue Himmel trug zum Gefühl der Weltverlassenheit bei. Es ging durch Moor, an kahlen braunen, abgeholzten Hängen vorbei, durch völlig unbesiedeltes Land, nicht einmal Schafe hellten die Stimmung auf, was in diesem Land etwas heißen will, kein Trost durch Bäume wurde uns zu Teil. Nur glitzernde, schnell fließende Bäche durchbrachen das Einerlei der Landschaft und ließen ans Überleben denken. In langgezogenen Wellen durchschnitt das schmale Band des Weges die Landschaft, verschwand in der Ferne scheinbar im Nichts. Ein Landhorizont, dessen Linie im grauglitzernden Dunst kaum zu erkennen war, hinter dem wir jedes Mal etwas anderes, eine Überraschung vielleicht, erhofften. Was nützte es uns, wenn Flann O'Brien, dessen kleines Handbuch Trost und Rat wir mitführten, geschrieben hatte: Und weit dahinter duckte sich eine andere Region in den Dunst, purpurn und geheimnisvoll. Für geraume Zeit zeigte sich hinter dem Horizont eine ähnliche Landschaft wie die gerade durchfahre-



.Ich erkannte ein
gelbes, langgestrecktes
Gebäude, das weniger durch Bierreklame,

eher durch seinen Namen, der quer über dem Eingang prangte,
und durch große Fenster auf seine Bedeutung hinwies ... Ein älterer Mann begrüßte mich im
Vorbeigehen, zwei stämmige junge Mütter mit Kinderwagen quetschten sich
an mir vorbei in den Laden. Zwei andere Frauen verschwanden
in der Kneipe, jetzt schon, dachte ich, ... Vielleicht mussten sie dort .die Spuren
von gestern beseitigen ...

ne, purpurn nur mit viel Fantasie und wenig geheimnisvoll, wenn wir nicht an Feen, Zwerge und Kobolde glaubten, die in irischen Märchen und Sagen häufig vorkommen. Doch weißlich nicht, was wir manchmal erwarten und warum, denn nirgendwo ist alles anders, und doch suchen wir das Andere, würden wir sonst reisen? Das Land wirkte bedrückend, wenn wir an einen Motorschaden dachten. Zugleich aber auch beruhigend und tröstlich, trotz oder wegen seiner Gleichförmigkeit und Einsamkeit. Vielleicht braucht der Mensch manchmal diesen Gegensatz zu Stress und Gewimmel des Lebens in einer Großstadt.

Unerklärlicherweise beinhaltet mein Reisetagebuch für diese Strecke keine genauen Zeitangaben, sodass nicht festzustellen ist, wie lange wir für die Passage brauchten. War es nach Stunden, nach Tagen, als wir the middle of nowhere, den Ort Creeslough, erreichten, den vorangegangene Expeditionen wohl als Basislager gegründet haben mochten? Er halbierte unsere Strecke bei ungefähr 55 Grad nördlicher Höhe und knapp 8 Grad westlicher Länge. Einige Iren hatten sich dort angesiedelt, wovon sie lebten, konnten wir in der Kürze der Zeit nicht feststellen. Sie machten zwar Werbung für die Nord-West-Passage und boten etliche Überlebensmittel an, doch viele Expeditionen kamen hier nicht durch. Jedenfalls gab es eine Kneipe, dazu einen Laden, der Propangas verkaufte, und eine örtliche Zeitung.

Der erste Hinweis auf die Stadt, den Ort, die Ansammlung von Häusern, in denen Menschen wohnten, zeigte sich durch ein halb-abgebrochenes Straßenschild, auf dem man soeben noch den Namen Creeslough, und, etwas kleiner, dafür aber darüber, als erstes, Craosloch erkennen konnte. Es zeigte nach rechts, was bedeutete, dass wir von dem schmalen, allerdings geteerten Pfad, der sich Straße nannte, abbiegen mussten und auf einen eher einem Feldweg ähnelnden Zubringer gelangten. Rechts begleiteten uns hohe Hecken, nach links blickten wir in ein nebeliges Tal, in dem wir die Reste einer Eisenbahnbrücke erkennen konnten. Dunkle Pfeiler ragten aus dem Sumpf, die an Geschichten aus dem Westen der USA erinnerten, an aufgegebene Goldgräberstädte. Aber eigentlich war es umgekehrt, denn Amerika war

von Europäern, unter ihnen gezwungenermaßen viele Iren, überrannt und geprägt worden. Im Dunst des Hintergrundes verschwanden die grauen, langgezogenen Berg Rücken der Derryveagh Mountains in den Wolken. Eine einsame Reihe von Telefonmasten kam von irgendwoher und verschwand hinter einer Anhöhe. Das einzige belebende Element in der traurigen Einöde der graubraunen, manchmal leicht rötlichen Moorlandschaft war das Gelb der blühenden Ginsterbüsche. Plötzlich erreichten wir den Ort, es ging die Hauptstraße hinunter zwischen zwei Reihen doppelstöckiger Häuser hindurch, von denen einige, wie in Irland üblich, in kräftigen Farben, auch rot, angestrichen waren. Wenn die Sonne scheint und das Thermometer es wagt, über die Zwanzig-Grad-Grenze zu klettern, wirken diese kleinen irischen Ställe fast mediterran und einladend. Doch dem war im Moment nicht so. Es gab einen Stau, und als ob es noch eines weiteren Beweises bedurft hätte, dass dieser Platz sich auf keinen Fall von seiner leiteren Seite zeigen wollte, stellten wir als Grund die langsam vor uns her wandernde Prozession einer Beerdigung fest. Wir seufzten, parkten und wandten uns zunächst dem Laden mit seinen draußen vor dem Schaufenster aufgebauten Propangasflaschen zu, um uns mit Proviant und sonstigen wichtigen Dingen wie Draht, Bindfaden und Tesaband für unseren weiteren Weg einzudecken.

Dann erblickte ich The Corncutters Rest. Die Kneipe aus Lawrence Donegans abenteuerlichem Bericht aus der irischen Provinz, den er In the Middle of Nowhere genannt und dessen Titel der deutsche Verlag nicht zu übersetzen gewagt hatte. Mit diesem Buch in der Hand und dem Hinweis, von Süden kommend den nicht ganz unbekanntem Ort Letterkenny streifen zu müssen, könnte Creeslough, ursprünglich Craos Loch oder An Craos Loch genannt, was so viel wie Schlund heißen soll, gefunden werden. Wir kamen allerdings auf unserer Expedition von Nordosten. The Corncutters Rest. Wo Donegan, der sich bei der örtlichen Monatszeitung Tírconnail Tribune verdingt hatte (die es immer noch gibt), an den Wochenenden versuchte, mit den Mitgliedern der örtli-

chen Fußballmannschaft beim Saufen in Kontakt zu kommen. Oder umgekehrt: er versuchte in die Mannschaft zu gelangen, um mit ihnen saufen zu dürfen. Ohne beim gälischen Football, was bedeutet, dass man während des Spiels auf jeden Fall zunächst versucht, den gegnerischen Mann anzugreifen und sich nur im Notfall ersatzweise um den Ball bemüht, also ohne in diesen Gegenden bei diesem irischen Kampf mitzumischen, hat man dem Hörensagen nach als Mann keinerlei Chance, anerkannt zu werden, falls man hier leben will oder muss. Donegan hatte sich sein Leben im Norden Irlands so hübsch ausgedacht, nachdem ihm London zu sehr auf die Nerven ging. Er kam zunächst in die Reservemannschaft (die er nie verließ), und bereits nach sechs Monaten gelang es ihm einmal, den Ball zu erwischen und weiterzugeben. Erfreulicherweise wurden seine Bemühungen anerkannt, sodass er gnädigerweise vorzeitig in den Kreis der Guinnessrinker in The Corncutters Rest aufgenommen wurde.

Ich erkannte ein gelbes, langgestrecktes Gebäude, das weniger durch Bierreklame, eher durch seinen Namen, der quer über dem Eingang prangte, und durch große Fenster auf seine Bedeutung hinwies. Über dem Namen flatterte die Trikolore der Republik. Ein älterer Mann begrüßte mich im Vorbeigehen, zwei stämmige junge Mütter mit Kinderwagen quetschten sich an mir vorbei in den Laden. Zwei andere Frauen verschwanden in der Kneipe, jetzt schon, dachte ich, um elfeinhalb a.m.? Vielleicht mussten sie dort aufräumen, die Spuren von gestern beseitigen. Ein hagerer, bärtiger Mann mit einem Paket Zeitungen unter dem Arm kam mir entgegen, der Chefredakteur der Tírconnail Tribune? Ein Stück weiter stieg ein junger Mann mit seiner Freundin, die so aussah, als stammte sie ebenfalls nicht von hier, in ein kleines Auto. Donegan?

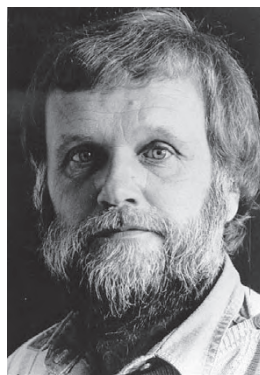
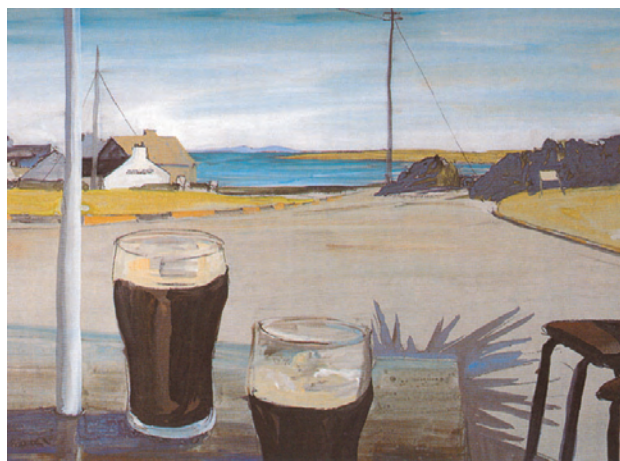
Wir hielten in diesem Ort nicht so lange aus wie der Autor der Outdoorgeschichte und verließen McGinleys Foodmarket. Nachdem man uns mit ‚An Craoslach lets anyone have a pleasant life‘ verabschiedet hatte, schwangen wir uns in unser Vehikel und begaben uns erneut auf die Piste der Nord-West-Passage, der Siar ÓThuaidh, die, wenn es allein

dem gälischen Namen nach ginge, überhaupt nie zu bezwingen gewesen wäre. Die offizielle Strecke führt von Armagh über Malin und Letterkenny nach Gweedore. Wir hängten aber noch ein Stück an und würden langsam, aber sicher über Glenties und Ardara (Lichtblicke in der Finsternis) schließlich zum belebten Hafentätchen Killybegs gelangen, wo aber auch nicht alles so sein würde, wie erhofft. Immerhin wurde Killybegs unser Pond Inlet, nachdem wir unsere Strecke geschafft hatten, ähnlich Arveds Fuchs' Ziel- und Fluchtpunkt auf Baffin-Inland, als er dem Packeis glücklich entronnen war.

Der nächste Tag brachte, bevor es Lichtblicke gab, wie gehabt schmale, lange geradeaus führende Straßen durch Moore und dunkelgrüne Wiesen. Eine dreißig Kilometer lange Strecke durch völlig unbewohnte Gegenden zwischen Glendowan und Glenties, die uns dreimal so weit vorkam. Unwillkürlich blickte ich öfter als nötig auf die Tankanzeige und prüfte die Kühler Temperatur. Als schließlich nach stundenlangem (tagelanger?), eintägiger Fahrerei (in einer solchen Situation verliert man leicht das Gefühl für Zeit) sich wenigstens einige Schafe am Wegesrand zeigten, werteten wir diese als die ersten Vorboten der Zivilisation. Der Eindruck festigte sich, als bewohnte Orte auftauchten, die bereits erwähnten Glenties und Ardara, mit ihren bunten Häusern, kleinen Flussbrücken und dahineilenden Menschen. In Glenties betreiben die Deutschen Thomas und Lucia Brecht einen organischen Bauernhof, haben mit den Einheimischen zusammen einen Wald gepflanzt, an dem sich jeder der möchte als Sponsor beteiligen kann. In Ardara, das zu seiner Zeit auch unserem walisischen Draufgänger Dylan Thomas als Lichtblick erschien, einem lebhaften Städtchen mit gepflegten Straßen und Sonntagsverkehr, begannen bestimmt die Anfänge der Zivilisation. Jetzt konnte es nicht mehr weit sein. Wir meinten sogar ein Kino entdeckt zu haben, was sich aber als schnöde Bar entpuppte, und in ein nahebei gelegenes B & B schlenderten derart viele Männer, dass wir die Buchstaben als Bar & Bordell interpretierten. Eine Annahme, die sicherlich völlig verfehlt war. Obwohl es selbst dem Bischof von Galway vor wenigen Jahren passierte, dass ihm seine

Geliebte Anne Murphy eines Tages den gemeinsamen unehelichen Sohn öffentlich präsentierte. Das führte zu der gern in Kneipen gestellten Frage: „Will you an(ne) Murphy?“ Murphy's ist neben Beamish eine der Konkurrenzmarken des Guinness.

Bei Lettermacaward überquerten wir den Einschnitt der Gweebarra Bay, und als wir an einer giftgrünen übermenschengroßen Freiheitsstatue vorbeikamen, die in einem Vorgarten ihre Fackel hochhielt und nachts angestrahlt werden konnte, wussten wir endgültig, dass wir die Nord-West-Passage geschafft hatten. Die restliche Strecke bis Killybegs war ein Kinderspiel.



Ulrich Straeter

Dipl.-Finanzwirt, Autor und Verleger, geb. 26. Juli 1941 in Dortmund, lebt und arbeitet seit 1968 in Essen. Autor einer Reihe von Reiseberichten und Reiseerzählungen, u.a. über Irland, Schottland, Wales und Frankreich.

Wieso Irland? Da müsst ihr mal hin, hatten Freunde gesagt, ihr könnt nicht immer nach Frankreich fahren. Doch, hatten wir gesagt, können wir. Aber heimlich bohrte dieser Vorwurf in uns. Und

dann ging es 1977 mit einem alten VW-Bus zum ersten Mal dorthin. Natürlich hat das Irische Tagebuch von Heinrich Böll dabei eine Rolle gespielt, gelesen hatten wir es vorher schon, als wir überhaupt noch nicht daran dachten, das Land selbst zu erkunden. Meine älteste Erinnerung geht zurück in das Jahr 1967, als ich das Irische Tagebuch während eines Urlaubs in Süditalien las. Es handelte sich um eine Ausgabe von 1967 des 1961 zuerst erschienenen Taschenbuchs, der Nr. 1 von dtv. Vergangenheit. Sie wurde verliehen, ich sah sie nicht wieder. Ich kaufte das Buch neu, auch das ist verschwunden. Vorliegen habe ich heute ein Exemplar der 24. Auflage aus dem Jahr 1978 und einen kleinen Sonderdruck von dtv aus dem Jahr 1996, der damals nur 3,50 DM kostete. Zerfleddert und verkumpelt durch Feuchtigkeit sind beide, denn wir tauschten eines Tages den Campingbus gegen Zelt und Fahrräder. Und manchmal soll es sogar in Irland regnen...



Inseln im Meer – eine Ausstellung in Westport

Der Maler Rene Böll wird vom 7. Mai bis zum 3. Juni 2007 in den „Custom House Studios“ in Westport (nahe der Insel Achill) Bilder und Radierungen zeigen, die nach Skizzen entstanden sind, die er in Mayo, vor allem auf Achill und rund um die Clew Bay, gemacht hat.

Ein Thema von Rene Böll ist: Bilder eines Sees. Dazu sagt er: „Seit Jahren besuche ich auf meinen Reisen nach Achill Island in Irland immer wieder einen See, der hoch in den Bergen über dem Meer liegt. Der See ist der höchstgelegene Karsee Irlands, über 300 Meter über dem Meer. Ich habe ihn oft skizziert und will ein Panorama von der Mitte dieses Sees aus malen, das aus sieben bis neun Bildern besteht, die einen kreisförmigen Raum bilden.“

Im Innenraum sind die Bilder farbig gestaltet, außen in Grisaille-Malerei (hierbei wird nur in Grautönen gemalt), angelehnt an die Triptychen des Mittelalters und der Renaissance (damals waren das dreigeteilte Bilder, bestehend aus einem großen Mittelteil und zwei halb so großen Seitenteilen, die sich wie Türen auf- und zu klappen lassen).

Viele Landschaftsformen in Irland tragen die Handschrift der Eiszeit. Während jener Zeit war Irland von dickem Eis überzogen. Die Gletscher wurden durch reichliche Niederschläge immer dicker. Die Eismassen kamen bergab ins Rutschen. Sie nahmen dabei Steine, Sand und Erde mit. So gruben sie Mulden in die Hänge: die „Kare“. Als das Eis dann schmolz, blieb das herabgeschobene Geröll am unteren Rand der Kare liegen. Es bildete dort Moränen, also Wälle, die das abgetaute Wasser aufstauten. So entstanden die Karseen.

Sein Projekt „Achill Island und andere Inseln in Mayo“ stellt Böll unter das Motto: Die Welt ist schön. Die dazugehörigen Bilder sollen in ihrer Farbigekeit auch Kinder sehr ansprechen.

Er plant, einen Raum zu gestalten, der aus zwölf gleich großen Leinwänden gebildet wird, die in einem Zwölfeck angeordnet sind, auf der Innenseite in Grisaille-Technik, auf der Außenseite farbig bemalt. Die Leinwände sind mit einer Landschaft bemalt. Die Bilder werden ein reiches Spektrum an Farben in vielen Nuancierungen enthalten, so, daß jeder auch seine Lieblingsfarbe vorfindet. Der Schwerpunkt liegt allerdings, ähnlich wie in meinen anderen Bildern auf den warmen Farben und auf den unendlichen Grau-Abstufungen des Irischen Himmels.

Der Bildraum ist kreisförmig komponiert, so daß es keinen Anfang und kein Ende gibt. Der Betrachter taucht quasi in das Bild ein und kann die Farben intensiv wahrnehmen. Die „Wände“ werden ca. 2 Meter hoch sein und nach oben, ähnlich wie ein Beduinenzelt mit einer Stoffdecke abgeschlossen werden. Wichtig ist, daß die Bilder gut beleuchtet sind.

Der Raum wird einen Durchmesser von ca. 4 - 6 Metern haben und transportabel sein, so daß er an verschiedenen Orten aufgebaut werden kann. Die einzelnen Bilder sind ähnlich wie bei einem mittelalterlichen Triptychon oder Arien einer Oper so komponiert, daß sie

einzelnen für sich stehen oder auch in Gruppen von zwei, drei, vier oder mehr Bildern nebeneinander gehängt werden können. In der Mitte des „Farbraums“ befindet sich eine drehbarer Liegesessel, auf dem sich der Betrachter befindet. Im Raum ist eine kleine Stereoanlage installiert, auf der der Betrachter „seine“ Musik hören kann, für mich wäre das z.B. die CD „Music of Farewell and Goodbye“ von Henry Purcell (1659 - 1695). Der Raum wird mit ätherischen Ölen der Firma Primavera je nach dem Befinden und Wunsch des Betrachters aromatisiert. Der Raum soll der Meditation dienen und der Entspannung.

Seine Inspiration und sein besonderes Interesse mit diesem Projekt beschreibt Böll wie folgt:

„In der Natur, besonders auf Reisen nach Irland, Ecuador, in den Anden, im Urwald und auf den Galápagos-Inseln, in der Wüste Gobi finde ich die Themen meiner Bilder. Mein Interesse gilt Landschaften, die noch ursprünglich sind. Dort spüre ich, daß die Natur lebt, daß auch ein Stein lebt, ein See lebt, ein Berg lebt.“

Der Raum soll auch dazu dienen, Farben mit sensiblem Auge wahrzunehmen und im sicheren Bewußtsein ihrer Wirkungen zu benutzen, vielleicht sogar die Welt mehr mit den Augen eines Kindes zu sehen, das noch unvoreingenommen wahrnehmen kann.

Ich glaube, die Landschaft Achill Islands, die Clew Bay mit Clare Island und die Inseln nördlich von Achill eignen sich ganz besonders für eine solche Arbeit, kann man doch hier Berge, Wasser in allen seinen Aggregatzuständen, See und Meer, Fluß und Bach und den Himmel darstellen.



Rene Böll und
Christian Ludwig

PS. Für die Ausstellungsprojekte sind Sponsoren willkommen!

René Böll
Atelier: Kunsthaus Rhenania
Bayenstrasse 28
50678 Köln
E-Mail: Rene.boell@netcologne.de
www.rene-boell.de



Abbildungen: Rene Böll, Irische Landschaften, 73 x 50 cm und 33 x 55 cm, Öl über Tempera auf Leinwand